UC-NRLF
*B 472 099

Madame Mère

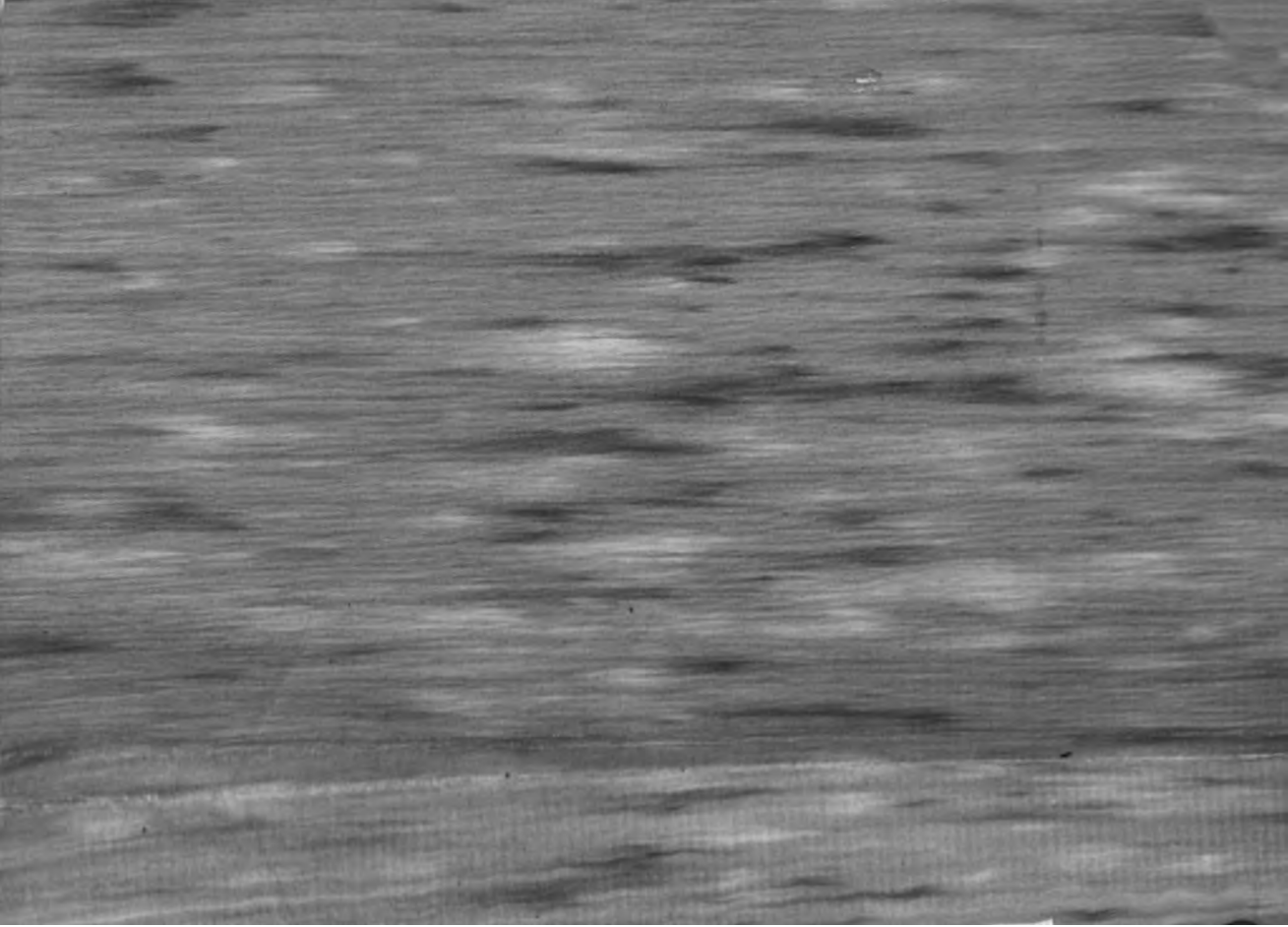
(Letitia Bonaparte)

von

Curry Brachvogel

U.S.K.

SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT
LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Frauenleben

In Verbindung mit andern herausgegeben

von

Hanns von Zobeltitz

XIII

Madame Mère

(Lätitia Bonaparte)

UNIV. OF CALIFORNIA

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klasing
1909.

Madame Mère

(Lätitia Bonaparte)

Von

Carry Brachvogel

Mit fünf Kunſtdrucken

Bielefeld und Leipzig
Verlag von Velhagen & Klaſing
1909.

Druck von Fiſcher & Wittig in Leipzig.

UNIV. OF
CALIFORNIA

280760

UNIV. OF
CALIFORNIA

Lätitia Bonaparte.
Gemälde von François Gérard im Muſeum zu Verſailles.
Nach einem Kohledruck von Braun, Clément & Cie. in
Dornach i. E., Paris und New York.

„Sie schläft. O naht ihr nur mit leisen Schritten!
Es schläft, wer soviel Erdenleid erlitten,
Nie tief genug.

Wo wär' ein Herz, des ew'gen Friedens werter,
Als dieses hier, das alle sieben Schwerter
Des Schmerzes trug?!"

Graf Albrecht Wickenburg.

I.

Nimmermehr will die trotzige Insel zur Ruhe kommen. Empörung tobt in ihrem Herzen, Aufruhr gürtet ihre Lenden mit stachligem Eisengürtel. Wenn der Wind im Osten aufspringt, geht er über Leichen hin; wenn er vom Westen kommt, klirrt er von Waffen. In dem goldglitzernden, blauen Spiegel des Mittelmeers schwimmen unheimliche, rote Lachen. Zerstampft sind die blumigen Matten, auf denen einst die lustigen Ziegen weideten, die Widder mit den schwermütigen Gesichtern. In felsigen Schluchten, auf Bergeshöhen, wo sonst nur der Jäger gepirscht, drängen sich jetzt in verzweifeltem Kampf Verfolger und Verfolgte, — Franzosen und Korsikaner. Korsika kämpft um das große, heilige Menschenrecht, das zwar noch von keinem Contrat social verkündet worden, aber jeder Brust tief eingeboren ist: Korsika kämpft um seine Freiheit.

Freiheit — holdseliges Wort mit den tiefen Friedensaugen und der sanftatmenden Brust, nur für flüchtige Augenblicke bist du dem ernsten Volk dieser Insel zur Wirklichkeit geworden. Soweit Korsika zurückschauen mag in seine Vergangenheit, überall blickt es auf Unfreiheit; immer ist es wie eine Sklavin von einem Herrn zum anderen gegangen.

Vom Phönizier zum Römer, vom Römer zum Goten, zum Vandalen, zum Byzantiner, zum handeltreibenden Pisaner. Eine Weile befahl ihm Gregor VII., der große, harte Mann, der Kaiser verfluchte und sie erst nach schimpflicher Buße wieder vom Bann löste. Dann gerieten die Korsen in die schachernden Hände Genuas, deren Herrschaft sie sich erst nach jahrzehntelangem Kampf beugten. Wer aus der Geschichte das Joch kennt, das die italienischen Handelsrepubliken ihren Besiegten aufzwangen, weiß, daß Korsikas Schicksal nicht leicht gewesen sein mag, da es den Genuesen gehörte ...

Aber auch Genova la superba hat die Tage ihres höchsten Glanzes bereits hinter sich. Genova la superba, unfähig, die Aufstände der Korsikaner allein zu dämpfen, hat (1738) Frankreich zu Hilfe gerufen, ist aber jetzt — o kläglicher Anblick — außerstande, an seinen Helfer die ausbedungene Summe für seinen Beistand zu zahlen. Genova la superba nimmt also einen schönen Abgang von Korsika und überläßt (1768) die Insel an Frankreich. Nun streckt der fünfzehnte Ludwig lüstern die verknitterten Königshände nach ihr aus, als wäre sie ein schönes Weib ...

Aber Korsika will die Freiheit, will nicht genuesisch, nicht französisch, sondern korsikanisch sein. Für etliche Monate (1736) war es ihm ja schon gelungen, hatte es ein eigener König, Theodor I., beherrscht, der freilich zugleich auch der letzte war. Ein kleiner, verkrachter Offizier, der ehedem ein simpler Baron von Neuhof aus Metz und in Paris beim Lawschen Millionenschwindel beteiligt gewesen war. Die Farce dieses kleinen, verkrachten Leutnants mutet wie ein grotesker Auftakt an zu dem Weltschicksal, das

wenige Jahrzehnte ſpäter ein anderer, kleiner, verkrachter Leutnant von Korſika aus über den Erdkreis hintrug ...

Als die Franzoſen in Korſika einrückten, bewies Theodor I. denſelben königlichen Mut, den ſpäter die Prinzen des Hauſes Bourbon bewieſen, das heißt, er ergriff die Flucht. Nun ſcharten ſich die Korſikaner um ihren Landsmann und Abgott, den General Paoli, der mit ihnen für die Freiheit, die Unabhängigkeit der Inſel kämpfen wollte. Schöne Worte ſprach er und begleitete ſie mit heldenhaften Taten. Leider aber hatte er nebenbei auch von Genova la superba gelernt, daß Geſchäft immer Geſchäft iſt, und daß man neben patriotiſchen Worten und Taten immer noch an den eigenen Vorteil denken kann. So ließ er über Frankreichs Lilienbanner zwar die uralte Fahne Korſikas — den Mohrenkopf — wehen, aber insgeheim ſchielte er nach England hinüber, nach England, das Frankreich ſoeben ſeine amerikaniſchen Kolonien entriſſen hatte und mit ſeinen jungen, brutalen Erobererfäuſten auch gerne nach Korſika gegriffen hätte.

Korſika aber merkte zunächſt noch nichts von dem perfiden Schielen ſeines Abgottes, ſpürte nichts von der Gefahr, die lauernd von britanniſcher Küſte her übers Meer geſtrichen kam. Der Feind, das war nur Frankreich, der Stellvertreter und Erbe des Genueſen, und gegen die franzöſiſchen Regimenter, die Ludwig XV. geſchickt hatte, kämpften die Korſen mit Kraft und Verzweiflung. Zunächſt freilich hatten ſie als halbe Italiener ihrer Verachtung der Fremdherrſchaft einen ſehr praktiſchen Ausdruck geben wollen: Sie hatten ſich nämlich geweigert, an Frank-

reich Steuern zu zahlen, und motivierten diese Enthaltsamkeit damit, daß sie nach korsikanischen Begriffen allesamt adelig, also steuerfrei seien. Eine solche Überfülle blauen Blutes ging selbst über französische Rokokobegriffe hinaus. Ludwig XV. ließ also vierhundert Familien als adelig erwählen und bestätigen. Unter ihnen befand sich auch die Familie Buonaparte. Der Rest der Insel blieb zum allgemeinen Mißvergnügen bürgerlich und steuerpflichtig.

Aber der neugeschaffene Adel Korsikas war nicht wie der Adel Frankreichs, der für Geld oder Geldeswert jeder eigenen Würde vergaß. Die vierhundert korsikanischen Familien geben um Adelsprädikat und Steuerfreiheit ihre Sehnsucht nach Freiheit nicht auf. Paoli, der kluge General und Geschäftsmann, hat keinen heißeren Bewunderer als Karlo Buonaparte, den jungen Stadtrat von Ajaccio, der sich vor kaum zwei Jahren mit der siebzehnjährigen Lätitia Ramolino vermählt hatte.

Frühsommer 1769 ist's. Immer noch streiten die Männer Korsikas gegen den neuen Herrn. Ihre Frauen stehen ihnen treulich zur Seite, wagen sich mit ihnen ins Feuer des Kampfes, lagern mit ihnen in Felsspalten, wenn es gilt, den Feind auszuspähen, fliehen an ihrer Seite über schwindelerregende Grate, durch Ströme und tiefe Wälder, wenn er ihnen auf den Fersen ist. Auch Lätitia Buonaparte verläßt den kämpfenden Gatten nicht. Selber die Waffe führen kann sie freilich nicht, dazu fehlt ihr im Augenblick die Leichtigkeit und die Kraft der Bewegung, denn sie trägt ein Kind unter dem Herzen. Was weiß sie von der Schonung, der Sorgfalt, mit der man sonst junge Mütter umgibt?! Die Zeit ist

zu hart für Mutterschaft und Glück, und hart wie die Zeit ist Lätitia Buonaparte gegen sich selbst. Ein Kind unter dem Herzen, ein zweites, ihren Erstgeborenen, den kleinen Josef, im Arm, reitet sie auf einem Maulesel — die Pferde stehen alle im Feld — an der Seite Karlos über unwegsame Gebirgspfade oder durch unheimliche Forste. Zwischen den dunklen Steineichen breiten sich Gehänge von wilden Myrten und Schlingrosen, daß der Wald aussieht wie ein düsterer Dom, der sich für die junge Mutter mit ihrem Ungeborenen mit grünen, rotgesprenkelten Festteppichen geschmückt hat. Seit Wochen kennt Lätitia keinen anderen Trunk als hastig aus dem Quell geschöpftes Wasser, keine andere Nahrung als eine Handvoll Früchte oder ein Stück Maisbrot, kein anderes Lager, als den Erdboden und eine Pferdedecke; wenn sie tagsüber auf ihrem Maulesel dahintrabt, todmüde vom schütternden Trott des Tieres, von Entbehrungen allerart, wenn ihr nachts die Sterne ins Gesicht scheinen, dann denkt sie wohl, wenn sie sich's auch nicht merken läßt, voll Sehnsucht an das ruhige Leben zurück, das hinter ihr liegt. Nach den Begriffen hochkultivierter Frauen mochte es freilich arm erscheinen an Erlebnissen, Reizen und Leidenschaft. Aber der Korsikanerin halb bäurische Art weiß nichts von den Ansprüchen, den Begehrlichkeiten und der Verwöhnung junger Italienerinnen oder Französinnen. Die erste Pflicht der Korsikanerin ist Gehorsam gegen den Mann, der unbedingt der Herr und, wenn's ihm gefällt, auch unbedingt der Faulenzer im Hause ist. Die Sehnsucht einer Korsikanerin ist ein Gatte, ihr Glück eine möglichst große Kinderschar.

Lätitia ſtammte aus einer Familie, die nach korſikaniſchen Begriffen nicht ſehr glücklich war, denn Frau Ramolino hatte in einer mehrjährigen Ehe Herrn Ramolino nur dieſes eine Kind geſchenkt. Nach dem Tode ihres Mannes heiratete ſie in zweiter Ehe einen Schweizer mit dem flotten Namen „Feſch". Aber auch der neue Bund war nur mit einem einzigen Sproß, mit einem Sohn, geſegnet. Die heranwachſende Lätitia führte das typiſche Leben der jungen Mädchen auf Korſika: Sie ging ſehr viel in die Kirche, konnte ſpinnen, verſtand natürlich auch ſonſt alle häuslichen Arbeiten, hatte ein klein wenig leſen und ſchreiben gelernt und wartete auf einen Mann. Als Karlo Buonaparte, der Sohn einer angeſehenen und wohlhabenden Familie, um ſie warb, war die Freude im Hauſe Feſch groß. Es hieß, daß der Freier ſich in das wunderſchöne Mädchen verliebt habe, aber er verliebte ſich doch erſt, nachdem er ſich bei einer anderen einen Korb geholt hatte. Lätitia nahm ihn, weil der ſtattliche, junge Mann ihr gefiel. Sie hätte ihn aber jedenfalls auch genommen, wenn er ihr weniger verführeriſch erſchienen wäre, denn auf Korſika wählt nicht das Mädchen den Gatten, ſondern die Eltern verfügen über die Hand der Tochter, wie über lebloſen Beſitz.

Lätitia Buonaparte iſt reizend anzuſehn. Wenn ihre kleine Geſtalt erſt der Bürde ledig iſt, wird ſie wieder ſchlank und zierlich ſein, wie in ihren Mädchentagen. Das feine, mattgelbe Oval ihres Geſichtes mit der kleinen Stirn, der ſchmalen Naſe und den ernſthaften, großen Augen könnte an die Statuen griechiſcher Göttinnen erinnern. Aber da iſt

die Oberlippe, eine kindlich geschürzte, ein bißchen neugierige und ein bißchen eigensinnige Oberlippe (die charakteristische Oberlippe der Charmeurs, die Lätitia fast all ihren Kindern vererbt hat), die dem ernsten, jungen Gesicht einen Ausdruck bebender Nervosität gibt, so daß Lätitias Antlitz eher an eine byzantinische Prinzeß mahnt, denn an streng klassisches Altertum. —

Wenige Monate nur trennen die junge Frau von ihrer schweren Stunde. Aber immer noch jagt sie mit ihrem Mann durch alle Schrecken des Aufruhrs. Einmal war sie sogar nahe daran zu ertrinken, weil ihr Maultier, das mit ihr einen Fluß durchschwimmen sollte, mitten im Wasser die Sicherheit verlor und samt seiner Reiterin zugrunde gegangen wäre, wenn die Frau sich nicht mit großer Kaltblütigkeit im Sattel gehalten und das verstörte Tier beruhigt hätte. Später, als das Kind, das sie damals erwartete, Napoleon I. geworden war, wurden allerlei Legenden erfunden, wundersame Zeichen, die sich vor und während seiner Geburt ereignet haben sollten. Es heißt, daß, als Lätitia, die Hoffende, einst unter einem Baume saß, feurige Ritter aus der Luft zu ihr herabgestiegen seien und sie mit leuchtenden Schwertern und Lorbeeren gegrüßt hätten. Unnötig hinzuzufügen, daß diese Zeichen und Wunder nur Treppenwitze der Weltgeschichte sind, und zwar herzlich schale. Mystische Verzückungen, ahnungsvolle Gesichte mochten ganz gut für das hysterische Mädchen aus Orleans passen; die einfache, klare Frau aus Ajaccio hat sicher nie von ihnen gewußt. Und wie blaß, wie kindisch wirken diese feurigen Ritter mit ihren leuchtenden Schwertern

und Lorbeeren neben der Wirklichkeit! Alle Phantasien und romantischen Hirngespinste können kein tiefsinnigeres, einfacheres und zugleich erhabeneres Bild formen, als die Gestalt dieser jungen Mutter, die in ihrem Schoß einen künftigen Welteroberer durch die Schlachten trägt. Wenn es wahr ist, daß das Ungeborne sich nach äußeren Eindrücken formt, die die Mutter empfängt, so war das Kind, das Lätitia damals trug, vorbestimmt zum Herrn der Kriege; denn noch ehe es den ersten Atemzug getan, spiegelte sich auf dem Gesicht seiner Mutter die Flamme der Lagerfeuer, tönten ihr die Seufzer der Verwundeten und Sterbenden in die Ohren und umbrauste sie das Hurrageschrei der Sieger.

Im Juni 1769 wird dann die unglückliche Schlacht von Ponte Nuovo geschlagen, unglücklich für die Korsikaner, deren Freiheitstraum auf diesem letzten, großen Blachfelde den französischen Waffen erliegt. Paoli muß nach England fliehen, die Insel übergibt sich den verknitterten Königshänden Ludwigs XV. und hofft, als wäre sie ein schönes Weib, daß er ihr ein milder Herr sein möge.

Die Buonapartes kehren nach Ajaccio zurück in ihr hübsches, ländliches Haus, in dem Lätitia nun ruhigen Herzens der Geburt ihres Kindes entgegensieht. Die Schwiegermama Buonaparte kann kaum die Stunde erwarten, da man ihr das zweite Enkelchen in die Arme legt. Sie ist gar keine Schwiegermutter landläufiger Art, sondern sie liebt ihre hübsche Schwiegertochter von ganzem Herzen. Weil ihrer eignen Ehe nur der einzige Sohn Karlo geschenkt worden war, hatte sie bei Lätitias Hochzeit das Gelübde getan, für jedes Kind der Schwiegertochter

täglich eine Meſſe zu hören. Da vorläufig noch der kleine Joſef allein im Hauſe ſchrie und ſpektakelte, waren die Betſtunden der alten Dame noch ſehr unausgefüllt, und ſie ſah alſo mit brennender Ungeduld dem Augenblicke entgegen, da ein neuer Schreihals ihrem Tag eine neue Meſſe verleihen ſollte.

Der Hochſommer war gekommen. Die weiche Luft Ajaccios zitterte von Süße und Duft. Die Inſel lag wie in einer durchſichtigen Welle von Azur; um alte Türme, die noch aus der Sarazenenzeit ſtammten, ſchwebte ein glitzerndes Netz, das die Sonnenſtrahlen gewoben. Feſtlich gekleidete Menſchen drängen aus allen Häuſern und Straßen zur Kirche hin, denn es iſt der 15. Auguſt, Maria Himmelfahrt, der Tag, an dem die Mutter des Herrn mit Leib und Seele aufgefahren iſt in den Himmel, um dort als Königin zu herrſchen. Von allen Marientagen iſt dieſer Tag, „der große Frauentag“ genannt, der heiligſte, und Ajaccio begeht ihn mit all dem Gepränge, das dem römiſchen Kult und dem Italiener gleich teuer iſt. Feſtliche Wimpel wehen von den Türmen der Gotteshäuſer. Aus den Silberglasvaſen der geſchmückten Altäre ragen große Sträuße wilder Roſen, vermiſchen ihren herbſüßen Atem mit dem feinen Duft brennender Wachskerzen und dem parfümierten Geruch des Weihrauchs. Schmale Girlanden aus barbariſch abgezupften und auf Draht gezogenen Blütenkelchen ſchlingen ſich um altersgraue Pfeiler und Portale. Prieſter in goldgeſtickten Mänteln breiten ſegnend die Hände über die geweihten Kräuter, die Marias Tugenden ſymboliſieren und denen wohltun, die gläubigen Herzens von ihnen eſſen ...

Es iſt der erſte hohe Feiertag, den das fran-

zösische Korsika feiert; während es mit dem Munde die Mutter des Herrn preist, denkt es wohl im Herzen seiner Freiheitshelden, seiner toten und seiner lebenden. Viel Elend und Blut ist über die Insel hingeflossen, droben im Gebirge tobt immer noch heimlich der Guerillakrieg weiter, aber trotzdem ist wohl die Mehrzahl der Bevölkerung aufrichtig entschlossen, dem neuen Herrn die Treue zu wahren. Da der Traum von der eigenen Freiheit zerstoben ist, scheint's ihnen immer noch besser, den Franzosen zu gehören, den Leuten, die ihres Stammes und ihres Glaubens sind, als dem kalten, blonden Ketzer, dem Briten, dessen brutale Erobererfäuste sich über alle Meere hinstrecken möchten, der nichts von Maria weiß und den heiligen Vater nicht als Oberhaupt der Christenheit anerkennt.

So ist denn dieser Marientag wie ein stummes Versöhnungsfest, das Korsika mit Gallien feiert, ein Fest, das verkündet: „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", obwohl Weihnachten fern draußen im Jahre liegt, und die Tage kaum merklich beginnen, kürzer zu schreiten. Ganz Ajaccio ist auf den Beinen, nur Lahme oder Sterbende bleiben heute zu Hause. Auch Lätitia Buonaparte wagt sich noch ins Gedränge. Sie führt ihren kleinen Stiefbruder, den sechsjährigen Josef Fesch, an der Hand. Ein Diener geht vor ihr her, um ihr den Weg durch die Menge zu bahnen. Jeder kennt sie, jeder grüßt sie, grüßt sie nicht nur wie eine Dame, sondern wie eine Heldin: „Evviva la signora Buonaparte!" Sie dankt und eilt in die Kirche, sich dem allgemeinen lauten und stummen Gebet zu einen, und noch ein besonderes zur gnaden-

reichen Mutter emporzuſchicken — ein Gebet für eine glückliche Entbindung. Aber kaum hat der Prieſter die erſten Worte geſprochen: „Gloria in excelsis Deo“, ſo erhebt ſich Lätitia ſchwerfällig von den Knien, verläßt totenblaß, mit verzerrten Zügen die Kirche. Sie hat gerade noch Zeit ihr Haus zu erreichen, nicht aber mehr ihr Schlafzimmer. Auf dem Diwan eines kleinen Wohnzimmers bricht ſie zuſammen; eine Verwandte und ein paar Mägde, die in Eile herbeigelaufen waren, da ſie die Frau heimkommen ſahen, ſind um ſie bemüht ...

Es iſt behauptet worden, daß Frau Lätitia auf einem Teppich niederkam, deſſen Gewebe die Geburt Alexanders darſtellte. Überflüſſig zu erwähnen, daß auch dieſer Teppich zu den hiſtoriſchen Treppenwitzen gehört. In ſüdlichen Klimaten ſind gewebte Teppiche eine Seltenheit; Frau Buonaparte ſelbſt hat die Alexander-Fabel ſpäter ſtets mit den Worten dementiert: „Wie hätt' er denn auf einem Teppich zur Welt kommen ſollen?! In unſerem einfachen Haus gab's doch überhaupt gar keine Teppiche, und dann, — hatte er's denn nötig, um Napoleon zu werden!“

Als die Sonne dieſes Auguſttages auf ihrem Scheitelpunkt flammte, wurde Lätitias zweiter Sohn, Napoleon, geboren. — — — In der Nacht, die auf dieſen Tag folgte, hatte der große Friedrich von Preußen einen ſeltſamen Traum. Ihm träumte, er ſähe einen mächtigen, gewitterſchweren Himmel, an dem Wolken gleich fabelhaften Ungetümen ſtanden, bereit, gierig aufeinander loszuſtürzen und ſich zu verſchlingen. Plötzlich zerſtob das greuliche Heer, in ſanftem Licht leuchteten Myriaden Sterne. Ein

kleiner Stern, unscheinbar zuerst, stieg da mit eins vom Rande des Horizonts immer höher, immer leuchtender empor, bis er schließlich alle anderen überstrahlte. Und der große Fritz wußte, daß das sein Stern war. Aber da kam vom anderen Ende des Horizonts ein anderer Stern empor, unscheinbar zuerst, dann rötlich aufglühend, zu allen Feuerfarben sich steigernd, bis seine gewaltige, purpurne Brunst alle anderen Sterne verschlang, auch den leuchtenden, der sie zuerst überstrahlt hatte. Nach einer Weile aber verblaßte die purpurne Brunst, das rote Gestirn erlosch, und wieder stand als Herr aller Sterne der eine am Himmel, den Preußens großer Friedrich als den seinen erkannt hatte ...

Es heißt, daß Friedrich diesen Traum nicht nur geträumt, sondern auch noch in derselben Nacht einem Pagen diktiert habe. Dennoch bleibt es schwer zu entscheiden, ob er Wahrheit oder auch nur ein Treppenwitz der Weltgeschichte ist, wie die feurigen Ritter mit den blitzenden Schwertern oder der Teppich mit der Geburt Alexanders. Aber selbst wenn dieser Traum nur eine nachträgliche Erfindung ist, so gehört sie zu den hübschen, die man bewahren soll, auch wenn man sie nicht glaubt. Denn dieser Traum ruft nicht übernatürliche und dennoch kindlich wirkende Mächte in die Erscheinung. Er weiß nur von den Wirkungen in die Ferne, spannt im Bezirk des Ungeschauten, nie Gewesenen, eine Brücke von Süd nach Nord, auf der in geheimnisvoller Unkörperhaftigkeit zum erstenmal die zwei Gewalten aneinanderrennen sollten, die später in der Wirklichkeit auf Tod und Leben miteinander kämpfen mußten, bis der eine von ihnen vernichtet am Boden lag,

und von der ſcharlachenen Brunſt ſeines Geſtirns nichts blieb, als ein kleiner Hoffnungsſtern, der über den Gefilden der Verbannung ſchwebte.

II.

Ruhig, ohne beſondere Ereigniſſe, glitten die Jahre über Korſika dahin. In Frankreich zwar gab's mancherlei Veränderungen, aber vorerſt auch nur friedliche, natürliche, wie ſie eben im Weſen menſchlicher Dinge begründet liegen. Ludwig XV., der einmal für kurze Zeit der „Vielgeliebte" hieß und zeitlebens der Vielliebende war, hat aufgehört, für Madame Dubarry Kaffee zu kochen, und wird ſich nicht mehr langweilen inmitten ſeiner ſcheinbar ſo amüſanten Zerſtreuungen. Er iſt geſtorben und mit ſo unanſtändiger Haſt und Teilnahmloſigkeit in St. Denis eingeſcharrt worden, daß jeder, der ein bißchen Witterung für den Zeitgeiſt beſaß, merken konnte, daß hier nicht nur ein einzelner Monarch, ſondern das ganze Königtum Frankreichs zu Grabe getragen wurde. Nun gibt es einen neuen Ludwig, einen beſchränkten, phlegmatiſchen, braven Spießbürger, der ſich auf dem friedlichen Thron irgendeines Duodezländchens wahrſcheinlich den Beinamen „der Gute" oder „der Fromme" errungen hätte, der aber eine groteske und verhängnisvolle Erſcheinung war in einem, durch unglückliche Kriege und eine beiſpielloſe Verwaltung verwirtſchafteten Land. Neben ihm ſeine Königin, die graziöſe Marie-Antoinette, nicht albern, nicht böſe, aber eine echte Habsburgerin, kurzſichtig, ein ſtarrer Geiſt, der die

Sprache einer neuen Zeit nicht verstand, geschweige denn, daß er ihren Forderungen sich hätte beugen können.

In Korsika macht der Thronwechsel natürlich noch weniger Aufsehen, als in Frankreich. Der Herr heißt eben jetzt Ludwig XVI. statt Ludwig XV., das ist alles. Der Korsikaner lebt wie früher, bebaut sein Feld, schert seine Schafe, sammelt Honig ein, sitzt, soferne er einem geistigen Beruf angehört, im Bureau oder im Café. Die Frauen haben's nicht mehr nötig, in den Kampf zu ziehen, sie spinnen, beten und pflegen ihre wachsende Kinderschar. Bei den Buonapartes kehrt der Storch fast jedes Jahr ein. Zwischen 1768—84 bringt Lätitia dreizehn Kinder zur Welt, von denen allerdings fünf gleich nach der Geburt oder im zartesten Alter sterben. Aber ihrer acht sind am Leben: Josef (geb. 1768), Napoleon (geb. 1769), Lucian (geb. 1775), Marie-Anne (geb. 1777), Ludwig (geb. 1778), Pauline (geb. 1780), Caroline (geb. 1782), Jérôme (geb. 1784). Eine alljährlich wachsende Kinderschar bedeutet in Korsika zwar Segen, bringt aber doch gerade für die Mutter eine Unmenge von Sorgen und Arbeit ins Haus. Freilich sind sowohl die materiellen, wie die geistigen Ansprüche einfachster Art; niemand fragt danach, ob die Kinder nahrhaft gespeist, elegant gekleidet oder an Geist und Seele sorgfältig ausgebildet sind, wenn sie nur satt und gesund sind und in der Klosterschule ordentlich lernen und beten. Mehr fordert man von ihnen nicht. Die Großmutter und der Vater Buonaparte hätten wahrscheinlich nicht einmal das Lernen gefordert, denn sie waren, wie Lätitia in ihren Aufzeichnungen erzählt, so vernarrt

in die Kinder und so schwach gegen sie, daß sie außer sich gerieten, wenn eines schrie, und alles tun wollten, was die Kleinen forderten, wenn nicht Mama Lätitia gewesen wäre. Aber diese kleine, junge Frau, die fein und zart aussieht, wie ein byzantinisches Prinzeßchen, und die kaum achtzehn Jahre zählte, als sie ihr erstes Kind bekam, diese kleine, junge Frau führte ein festes Regiment. Vom „Jahrhundert des Kindes" hat sie keine Ahnung. Sie huldigt erfreulicherweise noch dem alten Grundsatz, daß Kinder gehorchen müssen, und daß ihnen eine Tracht Prügel zur rechten Zeit nichts schadet. Sie ist darin sehr verschieden von der Mutter des anderen Großen, der mit Napoleon das Jahrhundert beherrscht — von der Frau Rat Goethe. Ihr ist keins ihrer Kinder je ein „Hätschelhans" im Frankfurter Sinn gewesen. Acht Kinder und die bescheidenen Verhältnisse des Hauses Buonaparte würden ihr zu besonderer Verwöhnung eines einzelnen, zum Märchenerzählen und kindlichem Schabernack wohl auch kaum Zeit gelassen haben, selbst wenn ihre ernste, verschlossene Art die Neigung dazu gehabt hätte. Deshalb war aber die Kinderstube der Buonapartes reich genug an Lust und Liebe, und alle acht, die damals darin spielten, lärmten, beteten, lernten oder greinten, haben in ihrem späteren Leben, auf seinen Höhen und in seinen Tiefen stets voll unbegrenzter Verehrung an die Mutter gedacht, die ihnen damals vielleicht mitunter allzu streng erschien.

Für etliche Jahre blieb aber doch der kleine Napoleon Lätitias Verzug. Nicht etwa, weil sie schon das Genie in ihm ahnte, sondern weil dies Kind schon ungeboren so schwere Zeiten mit ihr erlebt

hatte, daß sie lange fürchtete, es könnte von den Entbehrungen, die sie erlitten, von den grausigen Bildern, die sie geschaut, dauernden Schaden davongetragen haben. Der kleine Napoleon war während seiner beiden ersten Lebensjahre ein ungewöhnlich stilles, schmiegsames, fast scheues Kind; der starken, harten Art der jungen Mutter mochte dies sanfte Wesen vielleicht kränklich erscheinen. Als er aber mit den ersten Höschen auch gleich rechte Bubenart anzog, lustig, keck und – unfolgsam werden wollte, da freute sich die Mama zwar sehr, daß der Kleine kein Schwächling sei, aber sie nahm ihn auch gleich fest an den Zügel, damit er beizeiten parieren lerne. Einmal sieht sie zum Beispiel, daß der fünf- oder sechsjährige Napoleon während eines herannahenden Gewitters im Garten herumläuft, im Leinenkittelchen, mit nackten Waden und bloßem Haupt, vergnügt die ersten fallenden Regentropfen auffangend. Sie ruft ihm zu, er soll ins Haus kommen. Er tut, als höre er sie nicht, und jagt lustig in dem immer dichter werdenden Regen herum. Sie ruft zum zweitenmal, er folgt abermals nicht und freut sich offenbar außerordentlich, daß er schon tropfnaß ist. Die Mutter bricht jetzt die mündlichen Verhandlungen ab und läßt den jungen Wasserfreund kurzweg durch eine handfeste Magd ins Haus bringen. Um eine Ausflucht ist er natürlich ebensowenig verlegen wie andere Jungen seines Alters. Er nimmt eine kleine Vorwurfspose an: „Aber Mama, ich will doch Soldat werden, und als Soldat muß ich doch Regen, und überhaupt alles ertragen können!“

Frau Lätitia ließ sich auf solche Ausreden gar nicht ein. Sie zankte den tropfnassen Kleinen ge-

hörig aus, und schloß ihre Strafpredigt mit den Worten: „Merke dir gefälligst, daß du kein Soldat bist, sondern ein Kind, und also aufs Wort zu folgen hast; und wenn du Soldat werden willst, dann mußt du doch erst recht folgen."

Der künftige Krieger zog daraufhin wahrscheinlich schmollend ab, aber er getraute sich weder zu widersprechen, noch zu weinen. Er hatte einen solchen Respekt vor seiner Mutter, daß er niemals vor ihr weinte. Ein andermal hatte ein Verwandter Frau Lätitia einen Korb frischer Feigen geschickt, von dem die kleine Marie-Anne mit einer Freundin heimlich naschte. Die Mutter, die vermutete, daß Napoleon der Missetäter gewesen sei, nahm ihn vor, und da er nicht widersprach, versetzte sie ihm eine Tracht Prügel. Als sich der Irrtum später aufklärte, machte sie sich nach ihrer einfachen Art weiter gar keine Gedanken über den Vorgang: „Ja, Kleiner, die Prügel hast du nun einmal, die kann dir auch der Herrgott selber nimmer wegnehmen."

Auch Lätitias Sohn machte sich weiter gar keine Gedanken über die unverdienten Prügel. Er war nur wütend und erstaunt, daß die Schwester, deren Missetat er auf sich genommen, ihm zum Dank nicht einmal ein paar Feigen aufbewahrt hatte.

Trotz dieser, für modernste Pädagogik unindividuellen und rohen Erziehung, verstand Lätitia recht gut, was einem Kinderherzen not tut. Im Hause Buonaparte gab es ein großes, ganz leeres Zimmer, das den Kindern rückhaltlos als Eigentum eingeräumt war. Hier durften sie schalten und walten, spielen und schreien, wie sie wollten, ein Antilärmverein hätte hier gewiß reichlich Arbeit gefunden.

Die Mutter saß indes mit den beiden Mägden Ilaria und Saveria, die alle Kinder mit auferzogen und insbesondere den kleinen Napoleon betreut hatten, flickte, nähte und spann mit ihnen und ließ sich von ihnen gelegentlich tyrannisieren, wie sich eine verständige Hausfrau von tüchtigen Dienstboten immer tyrannisieren läßt. War den Frauen der Tag in Arbeit, den Kindern im Spiel vergangen, sank der Abend in violettem Dämmer über die Insel hin, so kniete Lätitia auf der Diele des Wohnzimmers nieder, die Kinder um sie her, und so sprach sie mit ihnen das Nachtgebet.

Lätitia hat als echte Italienerin auch sonst noch viel Gebete gesprochen, bei denen sie sich wahrscheinlich nichts dachte, die sie nur eben erledigte, wie man Formalitäten erledigt, an die man von Jugend auf gewöhnt ist. Sie ist darum von manchen Historikern später als bigott verschrien worden, während sie in Wirklichkeit vom toten Buchstabenglauben weit entfernt geblieben sein muß. In allen ihren späteren Schicksalen hat sie bewiesen, daß sie eine wahrhaft religiöse Natur war, das heißt, ein Mensch, der sein Leben mit ewigen Gesetzen in Einklang zu bringen versucht. Aber sie hat auch gerade in ihren späteren Schicksalen bewiesen, daß ihre Religiosität nicht nur an Dogma und an äußerliche Satzungen gebunden war. Sie hat übrigens später in ihren Aufzeichnungen ungefähr niedergeschrieben: „Ich halte es wohl für nötig, daß ein guter Christ am Sonntag und, wenn er Zeit hat, auch an Wochentagen die Messe hört, aber deswegen eine Arbeit oder eine Pflicht zu versäumen, hielt ich für ganz falsch. Der Herrgott will nicht,

daß wir ihm dienen, indes unser Tagwerk zu Schaden kommt."

Ihre geringe Schulbildung gestattete ihr natürlich nicht, den Unterricht der Kinder, insbesondere den der Söhne, persönlich zu leiten. Aber sie hielt strenge darauf, daß sie fleißig und gewissenhaft lernten. Sie war es, die den anfänglich etwas faulen kleinen Napoleon zu immer größerem Fleiß antrieb, bis er die besten Noten nach Hause brachte, wie sie auch die einzige war, der sich sein kindlicher Starrkopf beugte.

Im Jahre 1779 wurde es dann plötzlich stiller in dem Lärmzimmer, in dem bis dahin fünf Kinder gespielt hatten: die beiden ältesten Söhne, Josef und Napoleon, können nun in der Klosterschule nichts mehr lernen, und sollen in ein Erziehungsinstitut nach Frankreich gebracht werden. Dank seinem Namen und dem Ansehen, das er genießt, ist es Vater Buonaparte gelungen, für die beiden Jungen Freistellen in der Militärschule zu Brienne und im Seminar von Autun zu erlangen. Große Pensionsgelder zu zahlen wäre freilich bei dem bescheidenen Einkommen der Familie eine Unmöglichkeit gewesen.

Der Tag, an dem die beiden Brüder die Casa Buonaparte verlassen sollen, ist für das ganze Haus ein Trauertag. Die Großmutter weint sich fast die Augen aus dem Kopf, die getreuen Mägde Maria und Saveria stehen ihr im Weinen redlich bei; Vater Buonaparte, dessen Schwäche gegen die Kinder Lätitia manchesmal verdrossen hat, kann seine Ergriffenheit kaum bemeistern. Der elfjährige Josef und der zehnjährige Napoleon stehen blaß, mit zuckenden Gesichtern, mit großen Augen, in

denen es funkelt wie von Tränen und Freude zugleich. Die Tränen gelten der Trennung von daheim; aber sie müßten keine Kinder, keine Buben sein, wenn sie sich nicht dennoch auf das Unbekannte freuten, dem sie entgegenfahren sollten.

Die einzige, die ihre Fassung bewahrt, ist die Mutter – ist Lätitia. Das Herz mag ihr ja wohl gezittert haben, daß sie die beiden Kinder nun von sich lassen, in ein fremdes Land, zu fremden Menschen schicken mußte. Aber sie weint nicht, sondern zwingt sich zu einem Lächeln. Sie tätschelt ihnen ein wenig die Köpfe, reicht ihnen die Hand und sagt mit einem verweisenden Blick auf die verweinte Umgebung: „Allons, Kinder, Mut, man muß immer den Kopf oben behalten!"

Vater Buonaparte soll seine Söhne nach Frankreich begleiten, Lätitia bleibt mit ihren drei kleinen Kindern in Ajaccio zurück. Ihre Gedanken sind den Reisenden wohl nachgeeilt, aber so wenig wie irgendein anderer hat auch sie wohl geahnt, daß es ein welthistorischer Augenblick war, als ihr Zweitgeborner ins Schiff sprang, als Napoleon Korsika verließ, um zum erstenmal den Fuß auf französischen Boden zu setzen.

Das Sprichwort: „Kleine Kinder, kleine Sorgen, große Kinder, große Sorgen," sollte sich in den nächsten Jahren an Lätitia bewähren. Zunächst freilich hat sie nur Spielkinder im Hause, den kleinen Lucian und den kleinen Ludwig, die Töchter Marie-Anne, Pauline und Karoline, zu denen sich noch als Letztgeborner, im Jahre 1784, Jérôme gesellt. Aber bei den Großen geht nicht alles, wie es gehn sollte. Josef zwar, der in Autun ist, macht keine besonderen Schwierigkeiten. Er ist ein

Durchschnittsschüler und -knabe, der weder zu den Lehrern, noch zu den Mitschülern, noch zum Lernstoff in ein besonderes Verhältnis tritt. Aber sein Bruder Napoleon ist ganz anderer Art: eine seltsam verschlossene, phantastische und zugleich grüblerische Natur, der in allen Fächern glänzt, die ihm Freude machen, besonders in der Mathematik, dagegen in allen zurückbleibt, die ihm antipathisch sind, wie z. B. Latein. Ein Halbwüchsiger, zäh und eigensinnig, mit revolutionären Gelüsten, der mit Vorliebe die Klasse gegen die Lehrer aufhetzt und ein so ausgesprochenes Ehrgefühl besitzt, daß er sich zwar keiner harten Strafe widersetzt, aber außer sich gerät, in Krämpfe verfällt, wenn man ihm eine degradierende zumutet, wie z. B., daß er kniend essen soll. Seine Lehrer betrachten ihn mit Bewunderung ob seiner Anlagen; aber kaum einer kann sich ein Herz fassen zu dem seltsamen Knaben, der doch mit ein paar guten Worten, mit verständigem Eingehen auf seine reizbare, empfindliche Jünglingsseele zu leiten gewesen wäre. Die Mitschüler, zum großen Teil Söhne aus echt französischen, begüterten Familien, die trotz ihrer Jugend schon die Leichtigkeit und den Schliff französischer Art hatten, machten sich mit Vorliebe über den jungen Korsen lustig, der ihnen unmanierlich und klotzig vorkam, wie ein Bauer, der ein ärmliches Taschengeld von zu Hause erhielt, das ihn von allen Vergnügungen ausschloß, die sie sich leisten konnten, und der französisch mit den abscheulichen „ou"-Lauten der Italiener sprach.

Der junge Napoleon hat unter den Verhältnissen in Brienne schmerzlich gelitten, und die Mutter, die wohl wußte, wie es dem Sohn ging, litt mit ihm,

litt jedenfalls um so tiefer, weil sie sich ganz außerstande sah, ihm zu helfen. Sie konnte ja weder den Lehrern, noch den spottlustigen Schülern klar machen, welcher Art ihr Kind war, wie es genommen werden mußte, und sie konnte diesem Kind selbst nicht das Geld schicken, das den Hohn der reichen Zöglinge zum Verstummen gebracht hätte.

Napoleon hat sich schon damals über die Zustände in Brienne ebenso bitter wie treffend geäußert. Er, der von Hause aus an die größte Einfachheit gewöhnt war, betrachtete das ganze Leben, die ganze Anschauung der Schule zu Brienne nur als eine Erziehung zur Verweichlichung. „Hier werden dem König Höflinge erzogen, aber keine Offiziere." Einmal macht sich dann sein Unmut in einem verzweifelten Brief Luft, den er an seinen Vater nach Ajaccio schreibt:

Brienne, 5. April 1784.

Mein Vater,

Wenn Sie oder meine Beschützer mir nicht die Mittel liefern können, um würdiger in dieser Schule hier aufzutreten, so flehe ich Sie an, lassen Sie mich nach Hause kommen, und zwar auf der Stelle; ich bin es müde, hier wie ein Bettler herumzugehen und anzuhören, wie unverschämte Mitschüler, deren einziger Vorzug Reichtum ist, sich über meine Armut lustig machen. Kein einziger von ihnen allen kommt mir an Stärke und Adel der Gesinnung gleich.

Wie, mein Vater, sollte Ihr Sohn immerfort die Zielscheibe des Witzes für diese frechen, reichen Jungen sein, denen es Freude bereitet, meine Entbehrungen zu verhöhnen? Nein, mein Vater,

nein ... — Wenn meine Stellung sich nicht verbessern läßt, so nehmen Sie mich von Brienne fort. Lassen Sie mich, wenn es nötig ist, ein Handwerk lernen, versetzen Sie mich unter meinesgleichen, und ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich bald der Erste von allen sein werde.

Sie können sich denken, wie groß meine Verzweiflung ist, daß ich Ihnen solche Vorschläge mache. Ich wiederhole es, ich würde lieber Kommis in einem Geschäft, als dem allgemeinen Gelächter in der ersten Akademie der Welt preisgegeben sein. Glauben Sie ja nicht, daß der Hang zu kostspieligen Vergnügungen mir diese Zeilen in die Feder diktiert; sie haben gar keinen Reiz für mich; mein einziger Ehrgeiz ist, meinen Kameraden zu beweisen, daß ich so gut wie sie die Mittel hätte, mir solche Vergnügungen zu verschaffen.

Ihr gehorsamer und ergebener Sohn

Napoleon Buonaparte.

Dieser Brief geriet in die Hände der Mutter, da Herr Buonaparte gerade verreist war. Jede Mutter kann sich denken, wie weh ihr gewesen sein muß, als sie ihn las, als sie aus den ungebärdigen Zeilen und noch mehr zwischen ihnen las, wie ihr stolzer und tüchtiger Sohn um seiner Armut willen gehänselt wurde, die wahrscheinlich anständiger war, als die Mittel, mit denen die Väter oder die Vorfahren der jungen Spötter ihren Reichtum errungen hatten.

Aber Lätitia war eine Mutter von altem Schlag. Vielleicht hat sie über diesen Brief des Sohnes manche Träne vergossen, vielleicht, ja gewiß hat sie

nur mit Wut an die kindlich grausamen Mitschüler gedacht, denn sie kannte ja ihren Sohn und wußte genau, daß es nicht die üblichen, arroganten Pubertätsphrasen waren, wenn er schrieb, daß er allen überlegen sei an Stärke und Adel der Empfindung, oder daß er sich's zutraue, unter seinesgleichen immer der Erste zu sein. Schon in dem ganz kleinen Jungen hatte sie jenen Instinkt erkannt, den sie „l'esprit de la principauté" nannte, und obwohl sie weder Eigensinn, noch Herrschsucht bei ihm aufkommen ließ, hatte sie es doch bald als selbstverständlich betrachtet, daß er und nicht der ältere Josef die führende Rolle in der Kinderstube spielte, daß auch in späteren Jahren sein Wort, sein Rat, ein Schwergewicht erreicht hatten, dem sich der Erstgeborne wie selbstverständlich beugte.

Aber von allen heimlichen Tränen, Wutgefühlen und Erkenntnissen ließ sie dem trotzigen Sohn nichts merken. Was sie dachte, empfand oder wußte, durfte nicht in den Vordergrund treten der Tatsache gegenüber, daß der Jüngling Napoleon an seinen Vater in sehr unpassendem Ton geschrieben hatte. Mama Lätitia, die auf Zucht und Gehorsam hielt, und immer noch verlangte, daß die Kinder parieren sollten, setzte sich hin und antwortete:

„Ich habe Deinen Brief erhalten, mein Sohn, und hätte nicht Deine Schrift und Deine Unterschrift mir bewiesen, daß er von Dir kam, so hätte ich es nicht für möglich gehalten. Von all meinen Kindern bist Du mir immer das liebste gewesen, aber wenn Du mir jemals einen solchen Brief schreiben solltest, so werde ich mich um Napoleon gar nicht mehr bekümmern. Wo hast Du je gehört,

Du junger Mensch, daß ein Sohn, in welcher Lage er sich auch befinden mag, so zu seinem Vater spricht, wie Du es getan hast? Du kannst Gott danken, daß Dein Vater gerade verreist war. Wäre Dein Brief in seine Hände gekommen, so wäre er sofort nach Brienne gefahren, um seinen unverschämten und schuldigen Sohn zu züchtigen. Darum, und weil ich hoffe, daß Du bereust, soll er von Deinem Brief nichts erfahren. Was nun Deine Geldnot anbelangt, so ist es natürlich Dein Recht, sie uns zu klagen; Du mußt aber auch überzeugt sein, daß nur die völlige Unmöglichkeit Dir zu helfen der Grund unseres Stillschweigens war. Wenn ich Dir trotzdem einen Wechsel auf 300 Fr. schicke, so geschieht das nicht, weil Du gewagt hast, uns höchst überflüssige Ratschläge zu geben, oder weil Du mit allen möglichen Sachen drohst. Die Summe soll Dich nur von der Liebe überzeugen, die wir für alle unsere Kinder hegen. Ich hoffe, Napoleon, daß Dein Benehmen künftighin bescheidener und respektvoller sein wird, und daß ich Dir keine solchen Briefe mehr zu schreiben brauche, wie diesen hier. Nur dann werde ich wie früher sein

Deine Dich liebende Mutter."

Dieser Brief spricht deutlicher für Lätitias Mutterart als ein ganzes Bündel psychologischer Dokumente tun könnte. Voll Strenge fordert sie zunächst den unbedingten Respekt ihres Kindes. Deutet klug ein Strafgericht an, das der Vater, der Wüterich, über den ungebärdigen Sohn hätte niedergehen lassen (obwohl sie selbst ja behauptet hat, daß der angebliche Wüterich sehr schwach gegen seine Sprößlinge gewesen sei); zum Schluß aber, nach dem

Hochgewitter ihres Zorns und ihrer Ungnade, kommt ein liebes, sonniges Versöhnungslächeln: Der Wechsel auf 300 Franken.

Es mag ihr hart genug angekommen sein, das Geld aufzutreiben. Die Buonapartes waren ja nie reiche, sondern immer nur behäbige Leute gewesen. Seit längerer Zeit aber schon ging es mit ihren Finanzen bergab. Ungünstige, wirtschaftliche Verhältnisse und vor allem ein langwieriger Vermögensprozeß verminderten die Einkünfte der Familie immer mehr. Als Herr Buonaparte im Jahre 1783 die kleine Marie-Anne in das berühmte Erziehungsinstitut von Saint-Cyr bringen wollte, wo er einen Freiplatz für sie erlangt hatte, war er schon genötigt, sich für die Reise 500 Fr. von einem Freunde zu leihen. Zu den Geldverlusten kam noch die sich immer steigernde Anzahl der Kinder mit den unvermeidlichen Ansprüchen eines großen Haushaltes, in dem viele Mäuler satt werden sollen. Wenn natürlich die Lebensbedingungen auch bei einer Inselbevölkerung die denkbar bescheidensten sind, so mußte Frau Lätitia doch damals schon all ihre Kraft und all ihren Rechensinn zusammen nehmen, von Tag zu Tag tiefer in die Technik des Sparens eindringen, um mit den spärlichen Mitteln, die ihr zur Verfügung standen, anständig durchzukommen. Der Vater bemühte sich indes für die heranwachsenden Kinder immer wieder Freiplätze in königlichen Erziehungsinstituten zu erhalten, was ihm auch meist gelang, da die Buonapartes zu den angesehensten und loyalsten Familien Korsikas gehörten. Schon ist auch Lucian in Autun untergebracht, und wegen Louis schweben Verhandlungen. Es war für die

Mutter gewiß nicht leicht, ein Kind nach dem anderen fortzugeben, noch dazu in Verhältnisse, in denen sie sich unmöglich wohlfühlen konnten. Überall mußten die kleinen Korsikaner ja auffallen und Spott erregen wegen ihres bäuerlichen Auftretens, ihrer häßlichen Sprache und ihrer Armseligkeit. Die Szenen von Brienne wiederholten sich in Saint-Cyr. Als der junge Napoleon einst seine kleine Schwester dort besuchte, fand er das Kind verstört, verweint, wie unter einem schweren Druck, der auf ihrem Seelchen lastet. Da er nachforscht, sagt sie's ihm: Es wird irgendein Abschiedsfest gefeiert und jede der Schülerinnen soll 12 Fr. beisteuern – eine Bagatelle für die kleinen Prinzessinnen und Gräfinnen, die in dem Stift der Frau von Maintenon ihr bißchen Bildung und ihre graziöse Kultur empfangen. 12 Fr. – in der Phantasie des Mädchens von Korsika ein großer Haufen Geld, ein Besitz, der den Geschwistern fast unerschwinglich scheint, und jedenfalls dünkt es sie im Stillen Sünde, ihn nur für ein paar Feststunden hinauszuwerfen, vorausgesetzt selbst, daß man ihn hatte. Eine gütige und wohlhabende Freundin, die kleine Permon, die spätere Herzogin von Abrantès, rettete damals die kleine Korsikanerin aus ihrer Verzweiflung und vor dem spöttischen Mitleid der anderen. Aber wenn die kleine Marie-Anne sich auch diesmal nicht zu schämen brauchte, so konnte doch natürlich auch Frau Permon nichts an dem typischen Kinderschicksal der Buonapartes ändern, an dem Schicksal armen, tüchtigen Landadels, der sich in eine reiche und hoffärtige Umgebung versetzt sieht. Lätitia hat gewiß mit ihren Kindern vieles getragen, denn ihre Zärtlichkeit wie ihr Stolz

mußten bitter leiden unter Spott, bitterer noch unter Almosen. Geklagt hat sie aber darum nie. Was sie ihren Söhnen damals beim Abschied sagte: „Mut, Kinder, Mut, man muß immer den Kopf oben behalten," das hat sie selbst am besten befolgt.

Sie hatte es auch nötig, ihren hübschen Kopf oben zu behalten, denn die Glückssonne, die so lange freundlich über dem Hause Buonaparte geleuchtet hatte, schien untergehen zu wollen. Erst waren die Vermögenseinbußen gekommen, nun erkrankte Herr Buonaparte an einem Magenübel, das seine Frau mit lebhafter Besorgnis erfüllte. Er unternahm zwar noch, indes sie ihr letztes Kind erwartete, eine Reise nach Paris. Im Jahre 1784 kam der kleine Jérôme zur Welt, kaum ein Jahr später aber starb sein Vater in Montpellier, fern von seiner Familie, an der schrecklichen Familienkrankheit der Buonapartes, am Magenkrebs.

Mit acht unversorgten Kindern steht die fünfunddreißigjährige Lätitia als Witwe da.

III.

Der Familiensinn der Buonapartes, der tief in ihrem italienischen Nationalcharakter begründet lag, hat sich in allen Schicksalen ihres Lebens glänzend bewährt. Auch jetzt beim Tode des Vaters. Die älteren Söhne, obwohl selbst kaum den Kinderschuhen entwachsen, begriffen alsbald, daß es nun ihre erste Pflicht sei, der Mutter beizustehen und sie in ihrer schweren Lebensaufgabe nach Kräften zu unterstützen. Der Älteste, Josef, gab daher gleich seinen

Plan auf, Geistlicher zu werden, und ließ sich als Jurist in Ajaccio nieder. Der Zweitgeborne, Napoleon, der inzwischen Leutnant geworden war, eilte im ersten Urlaub, den er erhielt, von einer verzehrenden Sehnsucht nach der Heimat, nach der Mutter ergriffen, in das Vaterhaus von Ajaccio zurück. Er findet die Mutter fast unverändert, in all ihrer Stärke und all ihrem Ernst wieder. Sie drängt ihren Witwenschmerz zurück, um die jungen Söhne nicht fassungslos zu machen. Wie sonst ist sie ihnen eine verständige, gütige Beraterin und Vertraute. Die Söhne wissen wohl auch, was sie an dieser Mutter haben. Sie helfen ihr bei der Erziehung der kleinen Geschwister, so gut ihre Jugend und ihre Urlaubszeit es ihnen erlaubt. Immer noch sind alle Hoffnungen für die Erziehung auf Freistellen gerichtet, aber vergeblich bettelt Frau Buonaparte für ihre Kinder Lucian und Louis an allen möglichen maßgebenden Stellen. Über Frankreich ballen sich schon schwere Gewitterwolken, man hat dort wohl schon nicht mehr Zeit und Stimmung, sich mit Bettelbriefen aus der Provinz abzugeben.

So wirtschaftet Frau Lätitia denn weiter, so gut es eben geht. Ein alter Onkel, der Archidiakon Buonaparte, ein von der Gicht halb gelähmter Greis, steht ihr bei, soweit seine Kräfte und sein Geiz es erlauben, denn der alte Herr ist geizig wie ein rechter Italiener und er findet in diesem Punkt an der jungen Nichte eine gelehrige Schülerin. Es ist lächerlich, wenn einige, den Buonapartes blind ergebene Historiker vertuschen oder wegleugnen wollen, daß Frau Lätitia zäh am Gelde hing. Ihre Einwendungen, sie sei erst unter dem Druck der

Notwendigkeit zu jener Sparsamkeit vorgedrungen, die aufhört eine Tugend zu sein, scheinen ziemlich hinfällig. Man wird als Geizkragen geboren, wie man als Genie geboren wird — weder Harpagon noch Napoleon kann erlernt werden. Es ist auch gar nicht so schlimm, daß Lätitia geizig war, warum sollte nicht auch sie menschlichen Schwächen unterworfen sein, noch dazu einer Schwäche, die wiederum aus dem Nationalcharakter kam und ihr und den Ihrigen zeitlebens nur genützt hat?!

... Der alte Archidiakon hamsterte also insgeheim zusammen, soviel er nur konnte, und verbarg nach guter, alter Sitte seine Geldsäcke zwischen der Bettstelle und der Matratze. Er hatte aber nicht mit seiner hoffnungsvollen Großnichte Pauline gerechnet, mit Paulinchen, dem schönen, vielverlästerten enfant terrible der Familie Buonaparte. Wie das Paulinchen im Struwwelpeter, war wohl auch Paulinchen Buonaparte einmal allein im Hause des Onkels oder wenigstens ohne Aufsicht, und sann auf Unfug. Da entdeckte das gute Kind die Geldsäcke in Onkels Bett und hatte nichts Eiligeres zu tun, als alle Geschwister herbeizurufen und das Geld auszuleeren, daß es lustig klirrend über den Fußboden hinrollte. Die sämtlichen männlichen und weiblichen Schlingel Buonaparte, die ältesten Brüder nicht ausgenommen, wollten sich totlachen vor Vergnügen, aber den alten Herrn, der dazu kam, traf vor Schreck fast der Schlag, und Frau Lätitia, die gerufen wurde, ließ gleich ein mütterliches Donnerwetter niedergehen. Geld war eine ernsthafte Sache, mit Geld scherzt eine echte Italienerin nicht, und Frau Lätitia, die im Geldpunkt keinem

Menſchen traut, entfernt ihre Sprößlinge eilends aus der Nähe des verführeriſchen Goldes. Lieber bückt ſie ſich ſelber fünfzig-, hundertmal, kriecht unter alle Möbel, kratzt mit den Nägeln in allen Fugen, bis die Säcke wieder ſtraff gefüllt ſind und der alte Onkel auf ihnen wieder ebenſo ſanft ſchlafen kann, wie auf einem guten Gewiſſen. In ſeinen wachen Stunden aber beteuert er ſowohl der Nichte wie ihren Kindern unaufhörlich, daß all das ſchöne Geld nicht etwa ſein Eigentum, ſondern nur ihm anvertrautes Gut ſei. — Die äußerſte Sparſamkeit Lätitias und ihr Drang, Geld zu bewahren, hat übrigens bei der Erziehung ihrer Kinder die beſten Früchte gezeitigt. Der Artillerieleutnant Napoleon ſchreibt ihr von Auxonne aus: „Ich habe hier keine andere Zerſtreuung als die Arbeit, ich nehme nur eine Mahlzeit täglich zu mir und befinde mich dabei außerordentlich wohl.“ Ein echter Sohn Lätitias brachte er es denn auch fertig, als Provinzleutnant ohne Schulden und ohne Zulage aus dem Elternhauſe auszukommen. —

Trotz ihrer vielen und zum Teil ſchon erwachſenen Kinder fände Lätitia Buonaparte, die immer noch eine hübſche Frau iſt, manchen Freier. Die Freundinnen in Ajaccio, denen es faſt unmöglich ſcheint, ein Leben ohne den Schutz, ohne die Hilfe des Mannes zu führen, reden ihr eifrig zu, ſich doch wieder zu vermählen und einem neuen Gatten alle Exiſtenzſorgen zu überlaſſen. Aber die ſchmächtige, kleine Frau weiß es beſſer. Ihr Geſicht mit der ſchmalen Stirn gleicht wohl immer noch dem einer nervöſen byzantiniſchen Prinzeß, aber hinter dieſer Stirn haben die Gedanken ſchon allzu unab-

läſſig Sorgen umkreiſt, als daß ſie noch einmal von Liebesglück und Ehe träumen könnte. Lätitia iſt noch ſtark genug um zu leben, zu ſtreiten, aber ſie iſt zu müde zur Ehe. Dreizehn Geburten haben zwar nicht ihr Herz, nicht ihren Geiſt, nicht ihre Tatkraft abgeſtumpft, wahrſcheinlich aber ihre Sinne. Und ihr Stolz lehnte ſich auch dagegen auf, einem fremden Manne die Kinder des erſten aufzubürden. Nein, Lätitia Buonaparte, die einſt, Napoleon im Schoß, als Heldin durch das Feuer der Schlachten, durch das Grauen der Bergwildnis zog, Lätitia Buonaparte, wird umringt von ihren Söhnen und Töchtern, einſam durch alle Schlachten des Lebens ſchreiten und durch das Grauen der Armut. —

⁂ ⁂ ⁂

Immer näher wälzt ſich die Sturmflut an Frankreich heran. Vorläufig ſcheint alles noch ziemlich friedlich zu gehen, ſieht mehr nach Entwicklung, denn nach Umſturz aus. Der Staat, von dem Louis XIV. einſt mit wegwerfender Prahlerei ſagen durfte: „L'état c'est moi," iſt ein Verfaſſungsſtaat geworden. Der ſechzehnte Ludwig hat die Konſtitution beſchworen und iſt immer noch König oder heißt wenigſtens ſo. Mit erſtauntem Geſicht und kläglichen Puppenſpielerbewegungen übt er immer noch die Geſte des Herrſchers. Er heißt „König", aber Herr in Frankreich iſt die Nationalverſammlung.

Aus hundert und aber hundert Kehlen wirft ſie einen Schrei übers Meer nach der grauen Nebelküſte Britanniens hin: „Paoli, Paoli!" Der Mann,

Lätitia Bonaparte.
Marmorſkulptur von A. Canova in der Sammlung des Herzogs von Devonſhire.
Nach einer Photographie von Franz Hanfſtaengl in München.

dem er gilt, vernimmt ihn, und er eilt über ſtarre Klippen herab dem Hafen zu, wo das Schiff liegt, das ihn nach Korſika tragen ſoll. Seine ſehnſüchtige Ungeduld drängt den Kiel, daß er wie ein Pfeil dahinfliegt, den Geſtaden der Heimat entgegen. Mit durchſichtigen Fingern breitet die Nacht flimmernde Schleier über den Ozean, mit glühenden Händen reißt ſie ihm der Tag wieder weg; durch Nacht und Tage aber ſteht Paoli am Maſt oder geht mit nervöſen Schritten der Erwartung auf Deck hin und her, in Vergangenheit und Zukunft wühlend.

Die blauen Wellen des Mittelmeeres laufen ihm voran, ſpringen an den Ufern der Inſel hoch empor, als wollten ſie die erſten ſein, die es verkünden ... Nun flüſtern es drinnen im Hochwald die Roſen den Myrten zu, und die Edelkaſtanien rauſchen es den Tannen. Die alten Steineichen recken ſich, daß ſie's hinauftragen können zu den Glocken in den Türmen, die es mit erzenen Zungen den Menſchen unten verkünden. Die ſtehen erſtaunt und erſchüttert, als träte mit eins ein langverklungener, heroiſcher Traum in Fleiſch und Blut vor ſie hin. Nun flüſtert und rauſcht und brauſt und hofft und jubelt ganz Korſika: „Paoli, Paoli!“

Die Nationalverſammlung hatte Paoli, der einſt vor dem Vertreter des ancien régime geflohen war, als Generalgouverneur ſeiner Inſel zurückberufen. Zwanzig Jahre hat er im Exil gelebt, zwanzig Jahre Erinnerungen brachte er mit. O Süße und Qual ohnegleichen, nach ſo langer Zeit wieder die erſten Schritte auf heimatlicher Erde zu tun und dem nachzuſpüren, was war und nicht mehr iſt, oder was anders geworden iſt ... Viele, die mit

ihm jung waren, liegen auf dem Friedhof von Ajaccio; Knaben, die damals mit Bällen und Kreiseln spielten, sitzen jetzt schon in Amt und Würden. Karlo Buonaparte, der so tapfer mit ihm gekämpft, wird nie mehr zu ihm sprechen; in das Gesicht der schönen Lätitia, die kühn neben dem Gatten geritten und gestritten, haben Zeit und Sorgen schon ihre schmerzlichen Runen geschrieben. Das Kind, das sie damals auf den Armen trug, plädiert jetzt schon als Rechtsanwalt, das andere, das noch nicht geboren war, ist Artillerieleutnant. Einen dritten ihrer Söhne, Lucian, kennt Paoli noch gar nicht; aber die erwachsenen Kinder Lätitias kommen dem Freiheitshelden Korsikas, dem Freund und Gesinnungsgenossen ihres verstorbenen Vaters, mit der größten Verehrung und Liebe entgegen. Der Artillerieleutnant wirft sich ihm mit so glühender Bewunderung, mit solch unbedingter Hingabe an die Brust, daß trotz des großen Unterschiedes der Jahre bald ein wirkliches Freundschaftsband den alternden Paoli und den jugendlichen Napoleon umspannt. —

Lätitia war jedenfalls von Herzen froh, daß Paoli wiederkam, und daß er nun der erste Mann der Insel war; war froh, nicht nur als Patriotin, sondern auch als Familienmutter, die jeden Tag ihren Pack Sorgen zu schleppen hat und von einem allmächtigen Freund der Familie ein wenig werktätige Teilnahme, vor allem etwas Protektion für die Söhne erhoffen darf. Etliche Zeit ist auch die Harmonie zwischen den Häusern Paoli-Buonaparte ungetrübt, besonders als der Artillerieleutnant das Bataillonskommando der Nationalgarde in Ajaccio erhält und so in dauernden Verkehr mit seinem

Beſchützer und Freund bleiben kann. Schon aber zeigt ſich, daß Paoli in den zwanzig Jahren ſeines Exils ſich in nichts geändert und ſeine engliſchen Sympathien bewahrt hat. Nach der Hinrichtung des Königs tritt er ganz offen mit ihnen hervor: Er wird die Inſel von der neuen Regierung losreißen und an England übergeben. Aufs neue tobt Kampfgeſchrei durch Korſika, heftig befehden ſich Anglo- und Frankophilen. Die Paoliſten wollen lieber dem Briten gehören, als dem Jakobiner; die demokratiſchen Elemente dagegen halten eiſern feſt an dem Treueid, den ſie Frankreich geleiſtet hatten. Zu ihnen gehört auch die Familie Buonaparte.

Paoli verſuchte natürlich, die jungen Freunde zu ſeinen Anſichten zu bekehren. Er ſtieß aber bei allen dreien auf den gleichen Widerſtand. Nun wendet er ſich an die Mutter, rief ihren ſtarken Willen an und den Einfluß, den ſie ſeiner Anſicht nach auf ihre Söhne ausübte. Er verhandelte mit ihr und ließ mit ihr verhandeln, wie mit einer politiſchen Perſönlichkeit.

Es wäre aber ganz falſch, wenn man ſich Lätitia als politiſche Perſönlichkeit oder als eine, aus eigener Erkenntnis fanatiſche Parteigängerin vorſtellen wollte. Dazu war ſie viel zu einfach, zu ungelehrt, viel zu ſehr Frau von altem Schrot und Korn. Sie hatte gegen Frankreich geſtritten, als ihr Mann dagegen ſtritt; ſie band ſich an Frankreich, als ihr Mann ſich band, und hielt jetzt dies Bündnis wie ein Vermächtnis des Verſtorbenen feſt. Wenn Paoli trotzdem mit ihr wie mit einer Gleichartigen und Gleichberechtigten verhandelte, ſo tat er es wohl, weil es ihm würdiger ſchien, wenn er die Meinung

einer reifen Frau umwarb, als die von drei jungen Hitzköpfen, die mit dem ganzen Überschwang und der Phantasterei ihrer Rasse und ihrer Jahre auftraten. Er tat es wohl auch, weil der Familiensinn in Korsika sehr ausgeprägt war und man immerhin annehmen durfte, daß, sobald die Mutter gewonnen war, die Söhne bald von selber nachkommen würden. Von einem übergroßen Einfluß Lätitias auf ihre Söhne kann aber jetzt kaum die Rede sein, der Artillerieleutnant wenigstens war ihm nicht weiter zugänglich, als andere kluge und eigenwillige junge Leute dem Einfluß der Mutter eben zugänglich sind. Er war ihr herzlich zugetan, ließ sich, wenn er an Gemütsdepressionen litt, willig von ihr trösten und aufrichten, nahm sich's wohl auch zu Herzen, wenn sie ihm, dem rastlos nach Betätigung Drängenden, in ihrer gescheiten, zähen Bauernart sagte: „Warten können! Es ist nicht leicht, Napoleon, aber wer etwas erreichen will im Leben, muß warten können;" jedoch irgendwelchen positiven Einfluß, die Fähigkeit, seinen Willen zu lenken oder zu meistern, hat sie gewiß nicht besessen. Es hat sich das wenige Jahre später bei seiner Heirat und bei vielen anderen Gelegenheiten deutlich gezeigt. Ihre Gestalt mag vielleicht an Größe verlieren, da man ihr eine Macht abspricht, die ihr verliebte oder schmeichlerische Historiker angedichtet haben und an die auch vielleicht ihr Sohn glaubte, als er auf St. Helena sein Leben nur mehr zurückschauend betrachtete und erläuterte. Was sie an Größe verliert, gewinnt sie an Menschlichkeit, da sie, vom Piedestal der Heroenmutter herabgestiegen, das typische Schicksal der Mutter erwachsener Söhne erträgt.

Paoli wendete sich also an Frau Lätitia, um die Familie Buonaparte, die ja auf Korsika immer noch großes Ansehen genoß, zu gewinnen, stieß aber auf Widerstand. Sie war Ludwig XVI. herzlich ergeben gewesen und hat es ihm zeitlebens gedankt, daß er ihre Söhne in seinen Schulen erziehen ließ, aber das hinderte sie nicht, auf die neue Regierung, die ihn gemordet hatte, die alte Treue zu übertragen. Als echte Landbewohnerin war sie von konservativer Natur, Neuerungen schwer oder gar nicht zugänglich. Sie ließ sich auf gar keine Differenzierungen ein. Korsika gehörte zu Frankreich — basta: Wer daran rüttelte, war in ihren Augen ein Verräter. Als Paoli, der schon die Landung eines englischen Heeres erwartete, ihr klar machen wollte, daß es Verhältnisse gäbe, in denen die Untreue zum Gesetz wird, da fand Lätitia eines jener Worte, die wie aus Erz geschmiedet und noch von Römerzeiten her unvergessen in der Luft Ajaccios zu schweben scheinen: „Wir kennen keine anderen Gesetze als die der Pflicht und der Ehre.“ Nach diesen Worten war jedes Band zwischen den Buonapartes und Paoli zerrissen. An Stelle der alten Freundschaft trat der Haß. Ein Haß, der um so grimmer wütete, weil er weniger aus Leidenschaften, denn aus Enttäuschungen aufgewachsen war. Paoli, maßlos in jedem Gefühl, sinnt jetzt nichts anderes, als die Buonapartes zu verderben. Er, der vergötterte Held, schämt sich nicht einmal, eine wehrlose Frau mit kleinen Kindern zu verfolgen. Den tüchtigsten ihrer Söhne, der inzwischen Hauptmann geworden war, hat er schon früher unter dem Vorwand dienstlicher Angelegenheiten von Ajaccio entfernt und nach Bonifazio ge-

schickt. Bald ist Napoleon seines Lebens ebensowenig sicher, wie die Brüder Josef und Lucian, die sich in Verkleidungen und auf Schleichwegen unter tausend Gefahren den Verfolgungen der Paolisten zu entziehen versuchen. Denn Paoli, der Zornrasende, hat nicht nur die dürftigen Liegenschaften der Familie konfiszieren und ihren Namen auf die Proskriptionsliste setzen lassen, nein, er hat auch das abscheuliche Wort gesprochen: „Die Buonapartes müssen mir ausgeliefert werden, gleichviel ob lebendig oder tot!“ — Eine Frau mit acht Kindern — gleichviel ob lebendig oder tot! — Man merkt, daß Paoli der rechte Sohn seiner Zeit war, die mit Menschenleben umging, als wären es Distelköpfe.

Frau Lätitia, die Starke, verliert auch jetzt die Fassung nicht. Sie beschwört die ältesten Söhne fast kniefällig, nicht um ihretwillen, zu ihrem Schutz in Ajaccio zu bleiben, sondern mit nach Frankreich zu entfliehen. Als sie die Söhne, wenn auch noch nicht in Sicherheit, so doch wenigstens nicht mehr in Ajaccio wußte, wurde sie ruhiger. Kampf und Verfolgung waren ihr ja nichts Neues, früher hatte man mit Paoli gestritten, nun gegen ihn, — das war der ganze Unterschied. Sie hoffte noch so lange unbehelligt zu bleiben, bis die Söhne einen sicheren Ort gefunden hatten, an dem die Mutter sich wieder mit ihnen vereinen konnte. Sie dachte einen Augenblick daran, ihr kleines Landhaus Milelli, das tief im Weingelände versteckt lag, zu beziehen, stand aber wieder davon ab, weil es ihr in seiner Einsamkeit und seiner Einfachheit doch gar zu wenig Schutz zu bieten schien. So wohnte sie denn noch immer in der Casa

Buonaparte, glaubte wohl nicht recht daran, daß Paoli so sehr aller alten Freundschaft vergessen könnte, um der Witwe Karlos nach Freiheit und Leben zu trachten. Glaubte nicht recht daran, rechnete aber doch mit der Möglichkeit. Viele Nächte lang kommt Lätitia nicht mehr aus den Kleidern. Indes die Kinder den glücklichen Schlaf der Jugend schlafen und nicht daran denken, daß in eben dieser Stunde vielleicht schon der Feind die Hand nach ihnen ausstreckt, sitzt die Mutter wach auf, horcht spähend hinaus ins Dunkel, und wenn sie sich einmal von Müdigkeit übermannt für ein paar Stunden hinlegt, empfängt sie nur einen dämmernden Halbschlummer, wie ein Soldat, der jeden Augenblick bereit sein muß, aus dem Schlaf in die Schlacht zu gehen. Eines Nachts scheint sich dann das Gefürchtete zu vollenden — —

Lätitia fährt aus wirrem Traum empor und sieht ihr Gemach angefüllt mit düstern, vermummten Gestalten. Das Herz will ihr stillstehn, denn sie denkt, daß es Paolis Häscher seien. Der Schein einer Fackel aber beleuchtet das Gesicht des einen, und sie erkennt in ihm Costa, einen Freund der Buonapartes aus Bastia. Zusammen mit anderen Freunden aus zerstreuten Dörfern und Gehöften ist er gekommen, um die Familie zu retten, die sonst morgen schon der Rache Paolis verfallen soll. Da gibt es kein Besinnen, keinen anderen Gedanken mehr als den an das nackte Leben. Lätitia weckt die Kinder, die heiß geschlafen, noch vom Traum umfangen, die Mutter anstarren und kaum recht verstehen, was sie zu ihnen spricht. Nichts mit sich tragend als die Kleider, die sie sich in Eile über-

werfen, schreiten Mutter und Kinder in tiefer Nacht zwischen Freunden dahin, begleitet von Abbé Fesch, dem Stiefbruder Lätitias, der ihr in all der harten Zeit schon beigestanden hat und ihr in allen künftigen bösen und guten Tagen eine unverbrüchliche Anhänglichkeit wahren wird.

Lätitia erlebt aufs neue, was sie schon vor fünfundzwanzig Jahren erlebt hat: flüchtig und verfolgt irrt sie in Wäldern und Gebirgen umher, nur grauer, trostloser scheint alles als damals. Damals war sie jung, hatte einen Gatten zur Seite und Heimatsboden fest unter den Füßen. Heute zieht sie mit fünf Kindern, abhängig vom guten Willen Fremder, aus der Heimat fort.

Die kleine Schar muß die größte Vorsicht aufwenden, um unbemerkt von Ajaccio nach dem Hafen von Capitello zu gelangen. Heerstraßen darf sie nicht betreten, bei jedem Dorfe, bei jedem Weiler, den sie in der Ferne erblicken, müssen sich die Flüchtlinge angstvoll fragen, ob dort wohl Freunde oder Paolisten wohnen. Einmal schaut Lätitia zurück auf Ajaccio, das scheinbar immer noch in tiefem Frieden der Nacht schläft. Scheinbar, — denn eine rauchige, glutende Säule, die aufsteigt, verkündet mit feurigem Zeichen, daß Menschen die heilige Stille mit ihrem Haß entweiht haben. Die Casa Buonaparte ist's, die da in Flammen aufgeht. Paoli hat sie dem Pöbel zur Plünderung, zur Vernichtung preisgegeben.

Die Kinder schreien laut auf, wollen weinen und jammern. Auch die schlichten Freunde aus den Bergen stehen empört und ergriffen. Lätitia aber vergießt keine Träne, findet kein Wort, das weich

macht oder von Rührung zeigt. Sie ist nicht nur tapfer im landläufigen Sinn; sie gehört zu den schweren, kostbaren und dunklen Naturen, die vorbestimmt sind zum Ertragen, die wenig Talent haben für das Glück, aber mit jedem Schlag, der sie trifft, größer werden, bis sie ins Heldenhafte gewachsen sind. Da Lätitia ihr Haus brennen sieht, da sie die erbärmliche Rache Paolis erkennt, steift Trotz ihr den Nacken, und sie, die all ihr Leben lang fester an das Unglück als an das Glück ihrer Familie geglaubt hat und glauben wird, sie sagt den Kindern ein Trostwort, das prophetische Bedeutung gewinnen soll: „Laßt doch, wir bauen uns das Haus später viel schöner wieder auf!"

Es bleibt übrigens keine Zeit, um sich Empfindungen oder Reflexionen hinzugeben. Die Freunde drängen weiter, jede Minute ist kostbar. Wie vor fünfundzwanzig Jahren schleicht Lätitia durch unheimliche Forste, klettert über Felsschroffen und schwindelerregende Schluchten. Die halbwüchsige Marie-Anne, die sich in Saint-Cyr nichts mehr von den Rauheiten solcher Pfade hatte träumen lassen, läuft sich auf den Steinen die Füße wund. Dornen und Gestrüpp reißen den kleineren Kindern die Kleider in Fetzen, die Händchen blutig. Leise schluchzend, zu Tode erschöpft, wanken sie neben der Mutter und dem geistlichen Oheim einher, der, wenn es der Weg gestattet, abwechselnd eins oder das andere von ihnen trägt. Man nächtigt in Felshöhlen oder in unwegsamen Waldwinkeln, mit ein paar Lumpen deckt man die Kinder zu, die wieder ihren glückseligen Jugendschlaf finden, kaum, daß sie sich hingelegt haben. Lätitia aber bleibt

wach, bedrängt von Sorgen, die jeden Schlaf verscheuchen. Die fünf hier bei ihr sind in Sicherheit, oder wenigstens weiß sie, daß sie da neben ihr schlafen. Wo aber sind die anderen drei? Wo sind die erwachsenen Söhne, die der bedrängten Familie späterhin einen Halt geben sollen? Wo ist ihr Ältester, Josef, der brave Junge, der zwar an Begabung nicht hervorragt, aber der Mutter so unbedingt ergeben und anhänglich ist? Wo ist Napoleon, ihr Sorgenkind, ihr Stolz, ihr am meisten ähnlich an Wesen und Willen? Wo ist Lucian, der wohl, wenn sie's auch nie eingestanden hat, ihrem Herzen immer am teuersten war, vielleicht gerade weil seine weichere, sonnigere Art von der ihren und der ihres besten Sohnes so verschieden ist? Wo sind sie? Die Mutter weiß es nicht, sie hofft nur, Napoleon in Capitello zu treffen, wo sie die französische Flotte erreichen wollen. Hofft es und muß doch immer wieder fürchten, daß vielleicht alle drei schon der Rache Paolis erlegen sind.

Nach unsäglich mühevollen Märschen nähert man sich endlich Capitello, dem nicht fern Milelli, das Landhaus der Buonapartes, liegt. Schon will ein süßes Gefühl nahender Sicherheit die Gehetzten beschleichen, da bietet sich ein neues Hindernis, das die Flucht verzögert, vielleicht die Frucht all der erlittenen Mühsale vernichtet. Es gilt, einen Fluß zu überschreiten. Aber er ist angeschwollen, ist so reißend, daß wohl starke Männer ihn durchwaten können, nicht aber eine schmächtige Frau und Kinder. Auch dem einzigen Pferdchen, dem man allerlei Proviant aufgepackt hat, kann man die Strapaze der Überquerung nicht zumuten. Es hat all die Zeit brav

genug gearbeitet, hat nicht nur die Mundvorräte geſchleppt, ſondern zeitweiſe auch drei, vier erſchöpfte Kinder. Den Weg durchs Waſſer iſt es nicht gewöhnt. Man kann es alſo nicht wagen, ihm eine menſchliche Laſt über die Stromſchnelle weg anzuvertrauen. Dazu muß ſchon ein ſicherer, vierfüßiger Fährmann her, der die Tücken des Waſſerweges kennt.

Glücklicherweiſe erinnert ſich einer der Freunde, daß in der Nähe ein Bauer hauſt, deſſen Pferd gewöhnt iſt, den Fluß zu überqueren. Es wird nicht ſchwer, das Pferd auszuleihen: auf ſeinem Rücken ſchwimmen zuerſt Lätitia und zwei ihrer Töchter, dann der Abbé Feſch mit den anderen Kindern hinüber. Tropfnaß, blaß vor Erregung und Angſt über den ſeltſamen Ritt, lagern ſie dann an einem Abhang, um ſich zu erholen und ihre Kleider ein wenig zu trocknen. Neben ihnen graſt friedlich das rettende Pferd ...

Da horch! Unfern von ihnen, die ein barmherziges Gebüſch verſteckt, werden rauhe Männerſtimmen laut. Ein Trupp Bauern nähert ſich, Paoliſten, die nach Ajaccio wollen. Sie malen ſich's in Worten ſchon aus, wie ſie in der Caſa Buonaparte mitplündern werden. Wenn ſie ahnen könnten, daß hier, keine drei Schritte von ihnen entfernt, die ganze Familie beiſammen kauert!

Sekunden, die ſich zu Stunden, Minuten, die ſich zu Jahren dehnen, eine jener fürchterlichen Viertelſtunden, wie jeder Menſch ſie nur ein- oder zweimal erlebt, weil er ſie nicht öfter zu überdauern vermöchte, Herzſchläge, die ſtocken und erſt wieder anheben, wenn mit der drohenden Gefahr auch Jahrzehnte vergangen zu ſein ſcheinen ...

Lätitia macht ihren Kindern ein warnendes Zeichen. Alle bleiben still, halten den Atem an. Lätitias Augen hängen in wahnsinniger Angst an dem Pferd. Wird es die Gefahr wittern? Wird es regungslos bleiben wie die Kinder oder durch eine einzige, fatale Bewegung, durch einen Huf- oder Schweifschlag, durch ein hörbares Mähnenschütteln sie alle verraten?

Näher und immer näher kommen die Bauern. Friedlich, lautlos graſt der Gaul weiter, bis die Stimmen der Verfolger verhallen. Von allem, was sie damals erlitten, ist Lätitia nichts so deutlich im Gedächtnis geblieben, als die Not und die Dankbarkeit, die sie in jenen Minuten empfand, da ihr Schicksal von einem Tier abhing, das, seiner angeblichen Unvernunft zum Hohn, doch klug und vorsichtig war wie ein Mensch.

Endlich ragen die weißen Türme von Capitello auf. Erschöpft, struppig, in zerlumpten Kleidern, mit fahlen, übernächtigen Gesichtern, wanken die Geretteten am Meeresstrand hin. Der Anblick der französischen Schiffe allein genügt, um sie mit Hoffnung und Freude zu erfüllen. Dann löst sich von einer der Fregatten eine Schaluppe, ein kleiner, magerer Artillerist sitzt darin, der hastig dem Ufer zusteuert und ans Land springt, noch ehe sie verankert ist — Napoleon.

Ein französisches Kauffahrteischiff nimmt Lätitia Buonaparte und ihre fünf Kinder auf, um sie nach Marseille zu bringen. Hinter ihnen liegt Korsika, die Heimat, das Glück. Vor ihnen liegt Frankreich, die Fremde, das Elend. — — —

IV.

Im vierten Stock eines dürftigen Viertels von Marseille haust Lätitia Buonaparte mit ihren fünf jüngeren Kindern. Auch die älteren Söhne sind glücklich aus Korsika nach Frankreich entflohen; Josef und Lucian haben sich mit der Mutter in Marseille wieder getroffen, indes Napoleon nach Toulon versetzt worden ist. Dies Wiedersehen soll nun für lange Zeit in Lätitias Leben der einzige Lichtpunkt bleiben, denn die Existenz in Ajaccio scheint reich und glücklich, wenn man sie mit der von Marseille vergleicht. Mag der Landbewohner sich daheim in seinem Dorfe auch noch so unbegütert vorkommen, – erst wenn er in die Stadt verschlagen wird, weiß er, was Armut heißt. Daheim in Ajaccio hatte man wenigstens das eigne Dach über dem Kopf gehabt, der Garten hatte Obst, das Feld Bodenfrucht, die kleine Ziegenschar Milch gegeben; nach korsikanischer Genügsamkeit konnte man da tagelang leben, ohne einen Sou zu verausgaben. Hier in Marseille hat man nicht eine Handbreit Eigentum, nichts, als die bescheidene Monatspension, welche die Regierung korsischen Patrioten ausgesetzt hat und in Assignaten bezahlt. Das Papiergeld ist auch heute, unter der Schreckensherrschaft, wertlos, wie in den letzten Tagen des Königtums. Lätitia mag froh sein, daß sie schon früher den Geiz gelernt und ihren Kindern die Übung strengster Sparsamkeit beigebracht hat. Nur so ist es möglich, daß Napoleon von seiner Majorsgage, Josef und Lucian von ihren bescheidenen Einkommen als Kriegskommissäre auch noch die darbende Mutter mit den

Geschwistern unterstützen. Elend genug ging es trotzdem zu in der Wohnung der Buonapartes; Lätitias Gesicht verliert in jenen Tagen auch die letzte Ähnlichkeit mit der neugierigen, nervösen Prinzeß aus Byzanz; die Oberlippe preßt sich fest auf die untere, wie bei Leuten, die die Zähne zusammenbeißen, um nicht laut aufzuschreien, und ein gieriger, harter Ausdruck tritt in ihre Augen, als fragten sie jeden neuen Tag: Bringst du Geld? Bringst du Glück? Lätitia selbst hat später oft erzählt, daß sie in jener Zeit häufig nicht gewußt habe, wovon sie am nächsten Tag satt werden sollten.

Und welche Eindrücke empfangen die Kinder hier! Das häßliche Hasten der Hafenstadt, ihre wilden Ausschweifungen und noch Grauenhafteres. Der junge Louis hat es sein Leben lang nicht vergessen können, was er damals mit ansah; immer und immer wieder hat er noch als erwachsener Mann seinem Sohn, dem späteren Napoleon III., davon erzählt: unter den Fenstern der Buonapartes fuhren die Karren vorbei, auf denen die Opfer der Schreckensherrschaft zur Guillotine geschafft wurden... — Frau Lätitias Nacken wird um so steifer, je schwerer die Hand des Schicksals lastet. Wird so steif, daß sie schließlich nicht mehr nach rechts noch links schaut und nicht merkt oder übersieht, daß ihre herangewachsenen, schönen Töchter bald in Marseille bekannter sind, als es dem Ruf junger Mädchen förderlich ist.

Splitterrichter mögen mit ihr darüber rechten. Nur sollten sie nicht vergessen, daß die Moralbegriffe des 18. Jahrhunderts ganz andere waren als die

unſeren, und daß insbeſondere die Revolution eine Lebensgier, ein Lebensfieber gezeitigt hatte, das die toleranten Sitten oder Unſitten der eben verjagten Zeit zu bacchantiſcher Ungebundenheit ſteigerte. Tugend war nur mehr ein wertlos gewordenes Aſſignat; was nützte es noch, ihre Schätze anzuhäufen, wenn der große Bankier — das Leben — vielleicht ſchon morgen die Zahlungen einſtellte, wenn man vielleicht morgen ſchon auf demſelben Karren ſaß, den man jetzt über das Pflaſter holpern hörte? Nie zuvor und nie nachher hat Frankreich mit mehr Inbrunſt, in größerem Taumel gelebt, als in dieſen Tagen, da das Leben jedes einzelnen täglich unter dem Schwert ſtand. Geht hin, Philiſter, und verdammt die ſchönen Mädchen aus Korſika, daß ihre fünfzehn, ſechzehn Jahre nicht katoniſche Geſetze erfanden, da ſie rund um ſich her nichts anderes ſahen, als Durſt nach Leben und den raſenden Wunſch, das blutige Elend dieſer Tage in einer letzten Umarmung zu vergeſſen — —

Lätitia hat noch ganz andere Sorgen, als daß ſie ſich beſonders darum kümmern könnte, ob Karoline zu einem Stelldichein läuft, Paulinchen ſich von einem Deputierten abküſſen läßt. Sind die Mädchen auch ein bißchen leichtfertig und bettelarm dazu, ſo haben ſie doch alle möglichen Chancen für die Zukunft. Denn ſie ſind ſchön. Die beiden jüngeren beſonders gleichen der Muttter; ſie haben ihr feines, nervöſes Prinzeſſinnengeſicht und die neugierige, kindlich geſchürzte Oberlippe der Charmeurs. Marie-Anne, die Älteſte, iſt nicht ſo hübſch anzuſehen, auch nicht ſo liebenswürdig, ſo luſtig wie die andern; äußerlich und innerlich kantig, ſpuken ihr die zehn

Erziehungsjahre von Saint-Cyr im Kopf; sie spielt gern die Prezieuse, die Vornehme. Bei einem Mädchen, dessen Wäsche sich in jämmerlichem Zustande befindet und das zu Mittag oft nichts anderes bekommt, als eine Zwiebelsuppe mit Brot, wirkt diese Sehnsucht nach dem höheren Schwung begreiflich, aber dennoch etwas grotesk, erscheint auch zunächst ziemlich aussichtslos. Lätitia, die als echte Korsikanerin das höchste Glück für die Frau in der Ehe sah, hat sich aber wohl auch über Marie-Annes Zukunft nicht den Kopf zerbrochen. In Frankreich ist es ja nicht wie hier oder dort in Deutschland, daß die kluge oder geistreiche Frau die Freier abschreckt; der Franzose unterordnet sich gern und respektvoll, wenn ihm ein Weib mit geistigen Ansprüchen, seien's auch nur Prätensionen, entgegentritt. Marie-Anne wird wohl ebensogut einen Mann finden, wie Paulette schon jetzt einen gefunden hätte. Der junge Deputierte Fréron ist bis über die Ohren in das schöne Mädchen verliebt und will sie durchaus zur Frau haben. Paulinchen wünscht nichts Besseres, als Madame Fréron zu heißen, und auch die Mutter wäre froh, wenigstens *eine* Tochter unter der Haube zu haben. Aber Bruder Napoleon sagt „nein". Er wird schon jetzt, obwohl er der Zweitgeborene ist, vollkommen als der Chef des Hauses betrachtet. Sein „nein" trennt Paulinchen für immer von dem geliebten Mann. Ihre Frühlingstränen und kindischen Klagen lassen den Bruder ganz kalt: ihm ist die Familie die Hauptsache, nicht aber das einzelne Individuum. Die Familie Buonaparte sitzt immer noch tief im Elend, darf nicht daran denken, ihre Lage noch durch Liebesheiraten ohne Geld zu verschlechtern.

Frau Lätitia vernimmt es und ſchweigt. Ihr Herz gab gewiß der Tochter recht, aber ihr praktiſcher Verſtand dem Sohn. Dieſer Sohn nimmt ſie auch jetzt wieder ſo völlig in Anſpruch, daß ihr kaum ein Gedanke für ein zerſtörtes Liebesidyll übrig bleibt.

Die Belagerung von Toulon hatte dem jungen Napoleon, der als Bataillonskommandant beim 2. Artillerieregiment ſtand, den erſten Waffenruhm eingetragen. Ihm vor allem hatte man es zu danken, daß die Spanier und Engländer zum Abzug genötigt wurden, die Stadt zur Kapitulation. Die Ernennung zum General belohnte den Vierundzwanzigjährigen, in dem ſeine Familie nun mehr denn je eine neue Hoffnung, ein neues Glück erblickte. Die Freude war aber von kurzer Dauer. Am 18. Dezember 1793 hatte ſich Toulon ergeben; ſchon im Juli des folgenden Jahres ſtürzte die Schreckensherrſchaft, und General Buonaparte wanderte ins Gefängnis, denn er war mit Auguſtin Robespierre, dem jüngeren Bruder des hingerichteten Diktators, befreundet geweſen und der neuen Regierung daher genügend verdächtig. Allerdings kommt er ſchon nach acht Tagen wieder frei, weil ſich keine Beweiſe für ſeine Schuld erbringen laſſen. Verurteilen kann man ihn nicht, wohl aber verſetzen, und ſo ſoll denn er, der glänzende Mathematiker, der Artilleriſt, zu einem Infanterieregiment in der Vendée kommen. Er zieht es aber vor, ſeinen Abſchied zu nehmen, und lebt nun als General a. D. in Paris.

Um dieſe Zeit beſucht er einmal die Mutter in Marſeille. Er befindet ſich in einer jener Gemütsdepreſſionen, die ſie von früher her an ihm

kennt. So unzufrieden, so zerfallen mit den äußeren Verhältnissen ist er, daß er's kaum länger in Frankreich aushalten kann, sondern ernsthaft daran denkt, ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten auszuwandern. Fast mehr aber noch als Amerika lockt ihn ein fernes, dunkles Land, dessen Pforte man mit einem Pistolenschuß sprengt. — — Es ist bezeichnend für Lätitias Besonnenheit und Selbstbeherrschung, daß der Sohn ihr nicht nur von seinen Auswanderungsplänen, sondern auch von seinen Selbstmordgedanken sprechen konnte. Ohne Angstgeschrei und Geflenne setzte sie ihm auseinander, daß der Selbstmord widersinnig sei, unverantwortlich vor Gott und den Menschen. Was sie ihm damals aus ihrer schlichten Frömmigkeit heraus sagte, hat Napoleon später selbst in einer philosophischen Betrachtung als richtig erkannt, wenn seine Motivierungen natürlich auch andere waren, als die der einfachen Landfrau aus Ajaccio. Auch die Auswanderungsideen hat sie ihm so ziemlich ausgeredet, mag ihn aber dennoch voll schwerer Sorge in seiner Verzweiflung von sich gelassen haben. Immerhin wurde ihr einige Zeit nachher durch die Heirat ihres Sohnes Josef ein gewisser Trost bereitet. Josef hat sich offenbar die Vermahnungen seines Bruders über jede aussichtslose Heirat zu Herzen genommen, und sich in die anmutige Tochter des reichen Seidenhändlers Clary verliebt. Vater Clary, der nicht nur Fabrikant, sondern im Nebenamt auch Patriot ist und sich gern als großzügiger Mann aufspielt, sagt willig „ja", als Josef um die Tochter freit. Die um ihres Patriotismus willen verjagte und bedrängte Familie Buonaparte war Herrn Clary

immer interessant und sympathisch gewesen. Nun, da seine Julie ihren Namen trägt, wird er nicht nur für das junge Paar sorgen, sondern den Schwiegersohn auch instand setzten, der Mutter treu, wie bisher, beizustehen, nur mit ausgiebigeren Mitteln.

Die Schrecken Lätitias nehmen aber noch immer kein Ende. Die Tür des Gefängnisses, das sich eben hinter Napoleon geschlossen hat, öffnet sich nun für Lucian, dem, gleich seinem Bruder, Freundschaft mit dem jüngeren Robespierre verhängnisvoll geworden ist.

Frau Lätitias arbeitsgewohnte Hand, die nach Bauernart nur schwer die Feder führt, verwendet sich doch in flehenden Bittschriften für Lucian, der denn auch wirklich wieder in Freiheit gesetzt wird. An dem Los Napoleons, des ewigen Sorgensohnes, aber kann die Mutter nichts ändern. Zum Müßiggang verdammt, sitzt er, der bebt und flammt von großzügigen Gedanken und Plänen, untätig in den Pariser Cafés herum, wie ein Verzweifelter den Augenblick erspähend, der ihn endlich aus den Tiefen seiner Existenz in die Höhe führen soll. Als blutjunger, kleiner Leutnant war es sein Stolz gewesen, daß er immer ohne Schulden durchgekommen war, ja sogar noch die Mutter unterstützt hatte. Jetzt, als General a. D., muß er all die erbärmlichen Geldsorgen ertragen, die sich eigentlich kaum für die ersten Jahre der Militärkarriere ziemen, elende, beschämende Schulden bei Freunden, beim Hauswirt, bei der Wäscherin; denn wenn Lätitia, die Geizige, ihrem Sohne auch die größte Sparsamkeit und Besonnenheit anerzogen hat, wenn er gleich in einer Dach-

kammer wohnt, manchen Tag nur von einer Tasse Schokolade lebt, sich so selten wie möglich rasieren und scheren läßt, um das Geld für den Barbier zu sparen – mit 40 Fr. monatlich in Paris leben, ist ein Kunststück, das nicht einmal ein genügsamer Italiener fertig bringt. Auch Lätitia kann ihm nicht beistehen. Sie selbst lebt ja eigentlich vom Almosen des Herrn Clary, denn die Assignaten, mit denen die Republik ihre Pension auszahlt, sind nahezu wertlos geworden. Es sieht aus, als wenn die Buonapartes nie mehr zu Wohlstand und behäbigem Ansehen emporsteigen sollten. – –

September 1795. In Paris heult der Aufstand der Sektionen gegen den Convent. Barras, der Obergeneral der Nationalgarde, der ihn schützen soll, weiß sich nicht zu helfen, denn Paul Barras, der Zauberer mit den schönen Mädchenaugen, versteht wohl mit Frauen umzugehen, aber nicht im entscheidenden Moment blitzschnell einen Entschluß zu fassen. Einen Mann braucht man jetzt, eine Eisenfaust, die die Empörer niederschlägt und der Stadt die Ruhe wiedergibt. Barras, der Zauberer mit den schönen Mädchenaugen, blickt auf seine aristokratischen Hände, die, als er noch „Graf Barras" hieß, allen höfischen Firlefanz von Versailles mitgemacht hatten, und er fühlt, daß sie nimmermehr Eisenfäuste sein können. Verzweifelt besinnt er sich auf einen Retter in der Not, und weil er sich auf sein Gedächtnis besser verlassen kann als auf seine soldatische Tüchtigkeit, fällt ihm der verabschiedete General Buonaparte ein, der die Regierung ja immerfort um Wiederanstellung, um einen Posten bedrängt. Er läßt ihn holen, fragt ihn mit drei

Minuten Bedenkzeit, ob er's unternehmen wolle, den Aufstand niederzuschlagen.

Der General a. D. sagt „ja". Er ist nicht umsonst der Freund Robespierres gewesen, er kennt weder Blutscheu noch Furcht, keine Furcht vor dem Tod, keine Furcht vor der Majestät, keine Furcht vor dem Pöbel. Er läßt ganz einfach die Kanonen auffahren und die Empörer niederkartätschen.

Erstaunt und nachdenklich blickt Barras auf die junge Eisenfaust. ‚Wirklich ein tüchtiger Mensch, ein sehr tüchtiger Mensch, ein bißchen unheimlich zwar mit seinem eckigen, verschlossenen Wesen und der wilden Glut seines Inneren, die man überall durchbrennen sieht. Aber ein sehr tüchtiger, brauchbarer Mensch, hauptsächlich für Dinge, zu denen kein anderer die Schneid hat; man muß ihn im Auge behalten.'

Wenige Wochen später sitzt der Zauberer mit den schönen Mädchenaugen als Direktor im Luxembourg. Das Leben in Frankreich fängt endlich wieder an, behaglich zu werden, und Paul Barras tut, was in seinen Kräften steht, um selber dieser Behaglichkeit teilhaftig zu werden. Im Luxembourg erlebt man wieder Feste, so elegant und amüsant, daß die Damen, die dazu geladen sind, meinen könnten, das ancien régime sei wieder auferstanden. Und weil ihnen allen selber noch das ancien régime im Blut und in der Erinnerung liegt, blicken sie mit gruselnder Neugier auf den jungen Wildling, den man jetzt da und dort in den Salons trifft. Freilich ist er kein sanfter Schäfer wie Daphnis oder Damöth, von denen man in Klein-Trianon träumte. Er ist ungeschickt, ohne alle

Weltkenntnis, und ſein Franzöſiſch iſt geradezu barbariſch. Aber ſeit jenem Septembertag ſpricht man immer wieder von ihm und heißt er: Der Kartätſchengeneral. ‚Ein entzückender Nervenreiz liegt in dieſem blutduftenden Namen, finden Sie nicht auch, meine Liebe?!‘ Auch der Zauberer mit den ſchönen Mädchenaugen denkt zuweilen über den Mann und ſeinen Namen nach. Frankreichs Heer hat bis jetzt in Italien, aus dem es die Öſterreicher verdrängen ſollte, keinen rechten Erfolg gehabt; verſuchen wir alſo einmal, ob nicht auch diesmal Buonaparte den Schneid hat, der dem General Scherer fehlt! Im März 1796 erhält General Buonaparte vom Direktorium den Oberbefehl über die italieniſche Armee. Wenige Tage vor ſeiner Abreiſe zu dem neuen Kommando hat er ſich mit der Generalswitwe, Joſefine Beauharnais, einer Kreolin, verheiratet.

Seine Ernennung zum Oberbefehlshaber war nach langen Jahren der erſte große Glücksfall, den Lätitia erlebte. In den Freudenbecher fiel aber auch gleich ein ſchwerer Tropfen Wermut — Napoleons Heirat und alle Umſtände, die ſie begleiteten. Napoleon ſelbſt wußte wohl genau, daß keine Mutter, am allerwenigſten aber die ſeine, über eine Schwiegertochter, wie die Beauharnais, erfreut ſein konnte. War es nicht lächerlich und beklagenswert zugleich, daß ein blutjunger, naiver Menſch, der Frauen kaum kennen gelernt hat und am Anfang der Ruhmesbahn ſteht, ſich bis zum Wahnſinn in eine Frau vergafft, die um ſechs Jahre älter iſt als er, zwei halberwachſene Kinder, kein Vermögen, aber den Ruf einer großen Verſchwenderin hat? Was ſie

ſonſt noch für einen Ruf hat, bleibt am beſten unerörtert ... Napoleon, den nichts auf der Welt von dieſer Frau hätte reißen können, und der ſeine Mutter genau kannte, ſchlug daher in ſeiner Heiratsangelegenheit jene Taktik ein, die der Rückſichtsloſigkeit des Mannes und des erwachſenen Sohnes am beſten liegt. Er tat ſo, als ob ſeine Heirat keine Familien-, ſondern eine reine Privatſache ſei, bat die Mutter weder um ihre Einwilligung noch um Rat, ſondern ſtellte ſie einfach vor die vollendete Tatſache. Lätitia war in ihrem Innern jedenfalls tief verletzt von dieſem Benehmen des Sohnes, und ſie kränkte ſich über die Wahl, die er getroffen hatte. Doch über alles Verletztſein und über allen Kummer ſiegte ihre beherrſchte Klugheit. Sie machte keine Vorwürfe, keine Szenen, ſie miſchte ſich nicht nach Art anderer Schwiegermütter ungefragt in die Eheangelegenheiten ihrer Kinder. Napoleon hatte ihr durch ſein Verhalten gezeigt, daß er ſeine Ehe über jede Diskuſſion zu ſtellen wünſchte, und ſchweigend, ohne ein äußeres Anzeichen des Grolls, kam die Mutter ſeinem Wunſche nach. Sie wechſelte ſogar einige ſehr freundliche Briefe mit der neuen Schwiegertochter, aber niemals konnte ſie ein Herz zu der Frau faſſen, die in allem und jedem der Gegenſatz zu ihrem eigenen Weſen war. Auch als Napoleon vor ſeiner Abreiſe nach Italien nach Marſeille kam, um der Mutter Lebewohl zu ſagen, hörte er keinen Vorwurf; nichts wurde geſprochen, als vom Glück des Sohnes, ſeinen Hoffnungen, ſeiner Zukunft. Wie großzügig die einfache Frau ſich gerade in jenen Tagen bewährt haben muß, geht aus den Worten hervor, die Napoleon ihr beim Abſchied

sagte: „Mutter, du mußt gesund bleiben und lange, lange leben, denn wenn du mir stirbst, habe ich bald keinen Menschen meiner Art mehr um mich.“ Wenn Frau Lätitia aber auch geboren schien, die Mutter eines Helden zu sein, so vergaß sie dann doch kleiner, weiblicher Listen nicht. So herzlich ihr Einvernehmen mit Napoleon auch schien, so konnte sie es doch nicht verwinden, daß er ihr seine Heirat nur nebenher angezeigt hatte. Sie nahm dafür eine ganz harmlose, aber immerhin sehr deutliche Vendetta. Um die älteste Tochter, Marie-Anne, freite gerade in jener Zeit ein hübscher, blitzdummer Offizier, Felix Bacciocchi, der sich nach der Regel der Gegensätze in das geistreichelnde Fräulein verliebt hatte. Lätitia gab ihre Einwilligung, ohne ihren Sohn Napoleon zu befragen, und stellte ihn vor das fait accompli des trottelhaften Schwagers genau so, wie er sie vor das fait accompli der zweifelhaften Schwiegertochter gestellt hatte. Darob tiefe Verstimmung Napoleons, die aber seine Mutter vollkommen kalt ließ, wie sie überhaupt weder seine Launen noch seinen Zorn fürchtete.

Arcole — Lodi — Montenotte — Rivoli — lauter unzerreißbare Adelsbriefe für den Genius Napoleons, lauter Freudenfeuer, die der Familie in Marseille aufflammen. Herr Clary sieht jetzt all seine Wohltaten reichlich vergolten. Er hat nur Geld geben können, nun aber trägt ihm der Schwiegersohn den Ruhm ins Haus. Schon veranstaltet die Stadt Marseille einen Festzug zu Ehren der italienischen Siege, und der Oberbürgermeister überreicht der Mutter, den Schwestern des jungen Helden Lor-

beeren und Palmen. Frau Lätitia ist stolz, glücklich und doch von tiefer Angst erfüllt. Drei Söhne stehen ihr ja im Feld, Napoleon, Josef und Louis; wer weiß, ob sie alle wiederkommen und wie sie wiederkommen?!

Die Überfülle des Glücks, das plötzlich auf Napoleon niederströmt, läßt allen Groll, alle heimliche Bitterkeit verschwinden, die sich zwischen ihn und die Seinen gedrängt hatten. Das Unglück, das Elend seines Lebens hat er immer am liebsten einsam ertragen, aber jetzt im Glück befällt ihn eine tiefe, ergreifende Sehnsucht nach den Menschen, die er liebt. Nicht nur die vergötterte Josefine muß nach Mailand kommen, sondern auch die Mutter mit den Geschwistern. — Die Tage, die Lätitia damals in Italien verbrachte, gehören zu den wenigen, in denen sie ein bißchen Talent für das Glück offenbarte. Mochte sie es auch kränken, wenn sie mit ansehen mußte, wie wenig die leichtfertige Schwiegertochter den Wert und die Liebe ihres Mannes verstand, so hat sie doch damals fast restlos der schwerterklirrenden Maienseligkeit ihres Sohnes gelebt, nichts gedacht, nichts empfunden, als die tiefe Befriedigung, ihn da zu sehen, wohin seine Fähigkeiten und sein Ehrgeiz ihn immer gedrängt hatten. Und Napoleon vergaß in den zitternden Wonnen seines jungen Ruhmes, daß die Schwester ohne seine Einwilligung einen Dummkopf geheiratet hatte. Mochten auch die Schwägerinnen mit Josefine allerlei kleine Gefechte und Wortwechseleien haben, die Mutter und ihr Sohn waren eins wie je zuvor.

Nun beginnt die Geschichte der Buonapartes (die übrigens schon demnächst das italienische „u“

aus ihrem Namen ſtoßen) einem glänzenden, heroiſchen Märchen zu gleichen, in dem ſich jeder Wunſch, jede Prophezeiung bis aufs kleinſte erfüllt. Zunächſt wird Lätitias Wort wahr, das ſie in der Schreckensnacht ſprach, in der man ihr Haus verbrannte: „Wir werden es ſchöner wieder aufbauen.“ Lätitia begab ſich von Mailand aus mit ihrer Tochter Marie-Anne Bacciocchi (die ſich nun Eliſa nannte, weil ſie das vornehmer fand) nach Ajaccio, wo ſie die alte Caſa Buonaparte wirklich wieder neu aufführen ließ. Korſika war ja inzwiſchen wieder zu Frankreich zurückgekehrt und betrachtete mit Stolz die Mutter Napoleons als Tochter des Landes.

Die Worte überſtrömender Freude, mit denen Lätitia in Mailand dem großen Sohne in die Arme geſunken war: „Ich bin die glücklichſte Mutter der ganzen Welt!“ behielten noch für einige Zeit ihre Bedeutung. Für Napoleon, der kaum von Italien heimgekehrt den ägyptiſchen Feldzug beginnt, muß das Mutterherz zwar unabläſſig zittern, nicht nur wenn er in der Schlacht kämpft und Peſtſpitäler beſucht, ſondern mehr noch, wenn man nichts von ihm hört, wenn er für Zeitſtrecken in jene Vergeſſenheit zu ſinken beginnt, die das Direktorium dem unheimlichen Feuerkopf, der von heute auf morgen ein Heros geworden iſt, ſo ſehnlich wünſcht. Zittert ſie aber auch für ihn, ſo genießt ſie dafür im Hauſe Joſefs ein ſtilles Familienglück. Joſef iſt nach Paris überſiedelt und lebt dort in einem einfachen, hübſchen Haus, behaglich, ohne jeden Prunk, wie es dem Sinn ſeiner Mutter, die bei ihm wohnt, gefällt. In dieſem Haus weiß man nichts von

den üblichen, banalen Zänkereien und Eiferſüchteleien zwiſchen Schwiegermutter und Schwiegertochter. Lätitia ſieht voll Freude, daß Joſef in ſeiner Ehe ebenſo glücklich iſt, wie Lucian mit ſeiner Chriſtine, der hübſchen Tochter des Bürgers Boyer, die er erſt kürzlich geheiratet hat. Die beiden Söhne und ihre jungen Frauen begegnen der Mutter mit der größten Achtung und Liebe; die beſchauliche, wunſchloſe Zufriedenheit von Ajaccio ſcheint in dem ſchlichten Haus der Rue Rocher neu aufzuleben.

Aber Napoleon ſorgt ſchon dafür, daß weder die Familie noch die Welt zur Ruhe kommt. Nachdem er in Ägypten eine Weile in eine Sackgaſſe geraten ſchien und keine großen Siege mehr davontrug (was dem Direktorium außerordentlich angenehm war), trifft er plötzlich in Frankreich ein. Kein Menſch hat ihn abberufen, kein Menſch begreift, wie es ihm möglich war, unbemerkt durch die Linien des engliſchen Geſchwaders durchzukommen. Aber er iſt da, und jeder fühlt ſofort, daß das Land vor neuen, bedeutungsreichen Ereigniſſen ſteht. Das Direktorium hatte moraliſch ja längſt abgewirtſchaftet; Frankreich erwartete ſehnſüchtig den Befreier, der dieſer Schattenregierung den Garaus machen ſollte. Jeder ahnte deshalb ſofort, was Bonapartes jähe Heimkehr zu bedeuten hatte, jeder ſah in ihm die Verkörperung des Umſturzes, des Heils von morgen.

Die Familie Bonaparte, insbeſondere die Mutter, erwartete von dieſer Rückkehr außerdem noch eine beſondere Freude: die Verſtoßung Joſefinens, die ihnen allen ein Dorn im Auge war. Die Dame Joſefine hatte ſich ja während der Abweſenheit ihres

jungen Gatten so köstlich amüsiert, daß Scheidungsgründe wie Brombeeren vorhanden waren. Die Familie hielt es für unmöglich, daß diese Frau noch länger ihren ruhmbeglänzten Namen tragen sollte. Ihre Hoffnungen wurden aber gründlich enttäuscht. Josefinens Tränen und Küsse siegten über alle Bedenken, Vorstellungen, Skandale und Wutausbrüche. Lätitia, die zuversichtlich gehofft hatte, den Sohn von einem unwürdigen Ehebund befreit zu sehen, mußte voll Schmerz erkennen, daß die hübsche, charakterlose Frau fester in seinem Herzen wurzelte, als sie alle zusammen.

Kaum ist der Sturm in der Familie vorüber, so kommt der Staatsstreich des 18. Brumaire. Wie beim italienischen Feldzug, so erleidet das Mutterherz auch diesmal dreifache Angst; nicht nur um Napoleon, sondern auch um Josef und Lucian, die mit ihm im Rat der Fünfhundert saßen. Lucian hat ja am 18. Brumaire Napoleon unvergeßliche Dienste getan. Ihre große Selbstbeherrschung und Gelassenheit verlor Lätitia auch an diesem Tage nicht, und fremder noch als sonst stand sie Josefine gegenüber, die in dem Triumph des Gemahls eine neue Erhöhung erfuhr.

Die Herzogin von Abrantès (die Tochter der Frau Permon, die einst in Saint-Cyr der kleinen Marie-Anne unerschwingliche 12 Fr. geschenkt hatte) schildert in ihren Memoiren die Stimmung Lätitias und ihre merkwürdige Fassung sehr hübsch und anschaulich: „Der Staatsstreich vom 18. Brumaire war gemacht, aber Paris glaubte noch nicht daran. Wir statteten Frau Lätitia Bonaparte, die bei ihrem Sohn Josef wohnte, einen Besuch ab. Äußerlich

war sie sehr ruhig, obwohl man ihr die innere Aufregung anmerkte. Sie war totenblaß, und so oft irgendein unerwartetes Geräusch an ihr Ohr drang, befiel sie ein nervöses Zittern, so daß ihr Anblick einem in die Seele schnitt. An diesem Tage habe ich eine sehr hohe Meinung von ihr bekommen. Sie erinnerte mich an diesem Tage sehr lebhaft an die Mutter der Gracchen. Das Schicksal der beiden glich sich merkwürdig. Das Schicksal von drei Söhnen stand auf dem Spiel, der eine von ihnen mußte zugrunde gehen, wenn die zwei anderen nicht standhalten konnten. Sie empfand wohl, was auf dem Spiel stand, und empfand es sehr stark.

Meine Mutter und ich blieben fast den ganzen Tag bei ihr und verließen sie erst, als verschiedene Botschaften, die Lucian ihr durch seinen Kammerdiener mehrmals während des Tages schickte, sie etwas beruhigt hatten . . .

Am 19. sollte sich dann der ganze Plan der Verschwörung (das Wort muß endlich gesagt werden) enthüllen; die Ereignisse des 18. waren nur das Vorspiel dazu gewesen. Der 18. war so gut vorüber gegangen, daß die Besorgnisse Lätitia Bonapartes fast zerstreut waren. Man durfte mit Sicherheit annehmen, daß die beratenden Körperschaften die Absetzung des Direktoriums, sowie die Ernennung Bonapartes gutheißen würden.

Meine Mutter war erstaunt, daß Frau Lätitia in diesen bangen Stunden nicht ihre Schwiegertochter Josefine zur Seite hatte. Sie machte zu Frau Lätitia eine Bemerkung darüber, erhielt aber die Antwort: ‚Frau Permon, wenn ich ruhig und zufrieden sein will, dann darf ich nicht zu der gehn; Julie,

Christine, ja, die machen meine Söhne glücklich, aber die andere ... nein, nein!' Nachdem sie das gesagt hatte, preßte sie die Lippen fest zusammen und riß die Augen auf, eine charakteristische Bewegung, die sie jedesmal machte, wenn ihre Worte aus einer tiefen Bewegung herkamen."

Da Napoleon erster Konsul, das heißt, alleiniger Gebieter Frankreichs geworden ist, verläßt er seine Wohnung in der Rue Chantereine und siedelt zunächst ins Luxembourg, dann in die Tuilerien über. Von dem Tage an, da er die blutbesprengte Schwelle des alten Königsschlosses überschritt, konnte ihm der Geist der Mutter nicht mehr folgen. Ihr einfacher Sinn begriff nicht, wie ihr Sohn, das Kind der korsischen Landfrau, im Palast der früheren Herrscher zu wohnen den Mut hatte, daß er sich nicht fürchtete vor den Gespenstern der Vergangenheit, die dort umgingen. Larrey, ihr Biograph, schreibt darüber: „Frau Lätitia schritt mit einer Art Grauen durch die Pforte der Tuilerien. Es war, als ob sie den Tag vorgeahnt hätte, an dem ihr Sohn den Palast auf Nimmerwiedersehen verlassen sollte. Sehr klug und mit einer weisen Vorsicht begabt, war es ihr unmöglich, die Illusionen zu teilen, welche sich andere Mitglieder ihrer Familie über das glänzende Geschick Napoleons machten. Sie zitterte, wie vom Schwindel erfaßt, da sie selbst an dem plötzlichen Aufstieg teilnehmen sollte. Im Wachen und im Schlafen, wann immer ihre Gedanken sich in vergangenem Leid oder in Ahnungen künftiger Schmerzen verloren — immer sah sie ihre Kinder von den Höhen herabstürzen, die sie jetzt erklommen hatten. Ihre Umgebung betrachtete als Hirn-

gespinste, was später sich in verhängnisvolle Wirklichkeiten umsetzen sollte."

Es ist unbestreitbar und von allen möglichen Zeugen bestätigt worden, daß Lätitia nicht mehr an den Stern ihres Hauses glaubte, als Napoleon aus der bürgerlichen Laufbahn heraus nach der Herrschergewalt griff. Man hat ihr diesen Unglauben oder vielmehr diese Unfähigkeit zu glauben stets als Größe, als politische Einsicht angerechnet. Man hat nicht gezögert, sie um dieses Skeptizismus willen als eine Art Prophetin anzusehen. Insbesondere von nichtfranzösischer Seite sind die mütterlichen Zweifel als eine Art Gegenbeweis gegen Napoleon und seine weltumspannenden Pläne aufgeführt worden. Wer Lätitias Befürchtungen und Zweifel aber recht verstehen will, muß sich völlig in die Psychologie, in den Charakter und die Lebensschicksale dieser seltenen Frau versenken, nicht in politische oder historische Argumente, von denen sie nicht das mindeste verstand. Zunächst darf man nicht vergessen, daß sie, nach Bauernart, zäh am Bestehenden hing und daß sie, so klug und gewitzt sie auch innerhalb ihres gewohnten Bezirkes sein mochte, ganz unfähig war, den weiten Horizont zu umfassen, der sich mit Napoleons Aufstieg vor ihr erschloß. Außerdem aber war sie eine tragische Natur, eine jener Seelen, die sich das Schicksal übermenschlich stark und dunkel schafft, weil es ihnen Übermenschliches auferlegen will. Es ist schon einmal gesagt worden, wie gering ihr Talent zum Glück war, aber sie war eine Heldin der Widerwärtigkeiten, ein Genie des Unglücks. Ihr Glaube an das Glück war schwach, aber unerschütterlich vertraute sie dem Unglück. Lachender

Taumel, Rausch der Freude waren dieser stillen Seele fremd. Nur im Unglück entfaltete sich die Kraft ihres Wesens zu einer wundersamen Blüte. Ihrer ganzen Veranlagung nach zum Ertragen vorbestimmt, ist sie nicht wie eine Märtyrerin, sondern wie eine Heldin durch alle Prüfungen ihres Lebens gegangen. Nicht mit der öligen Ergebenheit moderner Weltanschauungen, sondern mit dem Stolz alter Bekenntnisse ist sie ihrem Schicksal begegnet, und wieviel Schrecknisses es ihr auch immer aufs neue entgegenschickte, zu jedem sprach ihre starke, dunkle Seele: „Ich hörte deine Schritte schon von weitem her." Aber diese prachtvolle Heldin des Unglücks wurde verzagt und klein, sobald das Glück einmal über die Schwelle sprang. Sie sah es mißtrauisch, ungläubig an, wie bunten Kobolduk, und richtete die Augen wieder fest auf das Unglück, den Fels, auf dem ihr Wesen seine Kirche baute. Man kann diesen ständigen Unglauben als Größe ansehen, mit demselben Recht aber auch als eine gewisse Nüchternheit und Schwäche, wie ja äußerstes Mißtrauen vielleicht Klugheit, kaum aber Stärke und Lebenskraft verrät. Freilich war Lätitia, als das Glück zu ihr kam, schon nicht mehr jung, aufgebraucht und argwöhnisch gemacht von den Erfahrungen langer, bitterer Jahre.

So bietet sie denn zuerst am Konsular- und dann am Kaiserhofe eine seltsame Erscheinung. Während Napoleon sein Glück ansieht und zwingt wie eine mathematische Aufgabe, indes ihre andern Kinder in lauten Jubeltönen in das Lied der Macht und der Herrlichkeit einstimmen, steht die Mutter, einer bäuerlichen Kassandra gleich, abseits, von bösen Gesichten

Eliſa Bonaparte, Herzogin von Toskana.

Nach einer Lithographie.

gequält, und klagt auf jeder neuen Ruhmesstaffel über den um so tieferen Fall, den sie vorausschaut.

Man kann sich denken, daß sie mit ihren ewigen Unglücksprophezeiungen ihrer Umgebung, besonders Napoleon, sehr auf die Nerven fiel. Wenn Baumeister Solneß zu schwindelnder Höhe emporsteigt, will er, daß man an ihn glaube, nicht daß ihm von unten her immerfort jemand zuruft: „Paß auf, gleich fällst du herab!"

Kleinere und größere Reibereien waren daher unvermeidlich zwischen ihr und dem Sohn. Napoleon ließ sich's zwar schweigend, ohne ein Wort der Erwiderung, gefallen, daß sie ihm nach der Erschießung des Herzogs von Enghien zuschrie: „Du wirst der erste sein, der in den Abgrund fällt, den du unter den Füßen deiner Familie aufgräbst!" und er hat gewiß auch nichts dagegen gehabt, daß sie die letzten Wünsche und Geschenke des jungen Herzogs diskret und zart der Dame seines Herzens übermitteln ließ. Aber wenn er bei einer so ernsten Angelegenheit auch die Eigenart der Mutter respektierte, so hat er dafür Kleinigkeiten oft genug gerügt, hat oft geklagt, daß sie äußerlich nicht in die neuen Verhältnisse hineinwuchs, nicht anspruchsvoll und glänzend als Mutter des ersten Mannes im Land auftrat.

Lätitia lehnte für sich, solange es anging, jede äußere Veränderung ihres Lebens ab. Als Napoleon in die Tuilerien übersiedelte, bot er der Mutter seine bisherige Wohnung in der Rue Chantereine an, aber sie lehnte ab. Sie blieb lieber bei Josef, der sich inzwischen das Landgut Morfonteine gekauft hatte, und ihren alten Gewohnheiten. Sie war im Essen und Trinken ebenso mäßig wie Napoleon;

oft hat sie in ihren späteren Jahren behauptet, daß sie ihr hohes Alter nur erreicht habe, weil sie stets halbsatt vom Tisch aufgestanden sei. Danach muß sie ihre Mahlzeiten innerhalb längstens zehn Minuten erledigt haben, denn sie aß mit derselben häßlichen Hast, wie ihr Sohn, der zuweilen scherzend behauptete, er habe der Mutter diese schlechte Gewohnheit abgelernt. Sie sprach ein barbarisches Französisch, kleidete sich ganz unauffällig und hamsterte eifrig und unabläßig Geld zusammen für die Tage der Not, an die sie unerschütterlich glaubte.

Als Familienmutter erlebte sie zunächst in bunter Abwechslung Freude und Leid, Streitigkeiten und Aussöhnungen, Heiraten und Todesfälle, wie es bei acht erwachsenen Kindern eben nicht anders möglich ist. Die Töchter waren natürlich alsbald gut verheiratet: Pauline mit dem General Leclerc, Karoline mit dem General Murat. Aber nach zwei Jahren schon wurde Pauline Witwe und vermählte sich auf Napoleons Wunsch in zweiter Ehe mit dem Fürsten Borghese, der an geistigen Qualitäten ungefähr seinem Schwager Bacciocchi gleichkam. Auch Lucian hatte nach kurzem Ehebund seine Frau verloren und heiratete Alexandrine Jouberthon, die schöne Witwe eines Wechselagenten, deren Ruf nicht der beste war, an der er aber mit leidenschaftlicher Liebe hing. Louis heiratete auf Befehl Napoleons Hortense Beauharnais, Josefinens Tochter, die ihn ebensowenig mochte, wie er sie; und Jérôme, der lustige Sausewind, der als Schiffsoffizier auf den Meeren herumschwamm, hatte sich als Fähnrich in Amerika mit einem Fräulein Patterson verheiratet, ohne irgend jemand um Erlaubnis zu fragen.

Es war für die Mutter gewiß keine leichte Aufgabe, zwischen diesen vielen Kindern, ihren guten und schlechten Ehen zu stehn; um so schwieriger war es, als die Kinder Lätitias keineswegs, wie gerne angenommen wird, in der Mehrzahl aus abgeschmackten Dummköpfen bestanden, sondern im Gegenteil fast ausnahmslos scharf umrissene, wenn auch nicht immer einwandfreie Persönlichkeiten darstellten. Mit all den Männern und Frauen, die in die Familie geheiratet hatten, war es ein kompliziertes Stückchen Welt- und Menschentum, in dessen Mitte Lätitia leben mußte.

Da war Josef mit den großen Worten und der kleinen Energie; da war Lucian, der weiche Romantiker, der einerseits schmutzige Getreidespekulationen machte und anderseits an der Frau seiner Wahl mit so hohem Sinn festhielt, daß er um ihretwillen alles verscherzte, sogar die Gnade des Kaisers. Da war Louis, der sich in Italien Leib und Nerven zerstört hatte (aber nicht auf dienstlichem Wege) und nervös, hypochondrisch und ewig beleidigt war, wie eine alte Jungfer; da war Jérôme, der freilich meist von Paris abwesend oder doch wenigstens in kaiserlicher Ungnade war; da war die geistreichelnde Elisa, die sich für ebenso bedeutend, und Karoline, die sich für noch bedeutender als Napoleon hielt. Da war Pauline, das märchenschöne Schreckenskind der Familie, das zwar in der Stunde der Not tapfer und anhänglich neben Napoleon stand als eine echte Bonaparte, aber in den Tagen des Glanzes unerschöpflich war an kindischen Einfällen, an lächerlichen Launen und Liebschaften, die sie und die ganze Familie bloßstellten. Da waren die

Schwiegersöhne: der schöne Felix Bacciocchi, der unermüdlich Flöte blies, gleichviel, ob seine Frau politische Intrigen anzettelte oder zum Rendez-vous ging; Joachim Murat, der Gastwirtssohn, der sich mit der Dichtung von Phantasie-Uniformen befaßte und mit Vorliebe sagte: „Wir Prinzen"; da war Camillo Borgheſe, der, wenn er sich amüsieren will, mit seinem Portier Karten spielt und mit stupider Gleichmütigkeit über alle Torheiten Paulinens weglächelt, solange ihr Bruder allmächtig bleibt. Nun gar erst die Schwiegertöchter: Josefine, die ebenso rastlos verschwendet, wie Lätitia spart, und die auch vor den schmutzigsten Geschäften nicht zurückscheut, um sich heimlich immer wieder Geld zu verschaffen. Lucians Frau, die hübsche Alexandrine, reißt durch ihre bloße Erscheinung die Familie Bonaparte in jahrelangen, heftigen Zwist; Hortense, an der Lätitia sehr hängt, leidet nicht nur in einer unglücklichen Ehe, an deren Scheidung sie unablässig denkt, sondern ist auch dem Wahnsinn nah, als ihr das Kind des unglückseligen Bundes stirbt. Nur an Julie Clary, Josefs Frau, konnte Lätitia vom ersten bis zum letzten Tag Freude haben, und auch die amerikanische Schwiegertochter, die sie nie zu Gesicht bekam, hat ihr wenigstens *einen* frohen Tag bereitet: den Tag, an dem Jérôme von ihr geschieden wurde.

Eine Frau ohne große Güte, mit echten Schwiegermutter-Instinkten, hätte zweifelsohne diese acht Ehen so wild durcheinander gehetzt, daß Unfriede im Hause Bonaparte nimmer erloschen wäre. Lätitia aber war gütig ohne jeden kleinlichen Zug und von jener Objektivität, die sich bei erlesenen Menschen

mit den Jahren nur ſteigert und zu einem ſchönen Verſtehen alles Menſchlichen vertieft. So iſt ſie denn glücklich mit ihren glücklichen Kindern, und bei den Eheirrungen und -wirrungen der anderen ſucht ſie zu vermitteln, Frieden oder wenigſtens erträgliche Zuſtände zu ſchaffen, ſo gut ſie kann. Lucians zweite Heirat bot ihr überreiche Gelegenheit, ihre Vermittlergabe zu betätigen. Napoleon war außer ſich über dieſe Heirat, verſuchte mit allen Mitteln, die ihm zu Gebote ſtanden, ſie zu verhindern. Aber Lucian, ſonſt ſo ſchmiegſam und dem Bruder bedingungslos ergeben, zeigte zum Erſtaunen Aller in dieſer Sache, daß ſein Kopf nicht weniger hart war als der Napoleons. Er erklärte rundweg, er ſei kein Hausſohn, der der väterlichen Gewalt unterſtünde, und da ſeiner Mutter die Heirat recht ſei, ſo habe er nach weiter niemand zu fragen. Napoleon gab ſich damit noch lange nicht zufrieden; er ſchickte den zweiten Konſul, Cambacérès, zu ihm, um ihn von ſeinem Plan abzubringen, und nach ihm Murat, der äußerſt pompös und großartig auftrat, aber gleichfalls unverrichteter Sache abziehen mußte. Lätitia freilich ſtand ganz auf ſeiten Lucians, denn ſie wußte, daß die neue Frau, die er gewählt hatte, zärtlich an ihm hing. Sie redete ihm alſo nie zu, von ihr zu laſſen, hoffte aber, daß Napoleon ſich mit dem fait accompli dieſer Heirat abfinden würde, wie er ſich früher mit Bacciocchi abgefunden hatte. Sie riet Lucian nur, ſich in jeder Hinſicht zurückzuhalten, dem Konſul nach wie vor mit der größten Liebe und Achtung zu begegnen und weder ihm noch einem aus ſeiner Umgebung Rachegefühle nachzutragen. „Wenn du dich in

dieſer Weiſe beherrſchſt," ſagte ſie, „ſo wird der Konſul allmählich ganz von ſelbſt einſehen, daß er an dir nicht brüderlich, ja nicht einmal gerecht gehandelt hat, denn ſo, wie ihr miteinander ſteht, kann er nicht verlangen, daß du nach *ſeinem* Geſchmack heirateſt; er hat ja auch nicht nach deinem geheiratet." Und weil ſie die Heiratsgeſchichte Joſefinens nie ganz verwunden hatte, ſetzte ſie mit einer kleinen, bei ihr ganz ungewohnten Bosheit hinzu: „Er hat ja auch nicht nach meinem Geſchmack geheiratet."

Lätitia mochte ſonſt wohl die Pſychologie ihres großen Sohnes ziemlich genau kennen. Sie verſtand zum Beiſpiel viel ſchneller als Joſef und Lucian, daß Napoleon dieſe beiden Brüder ſtets unter irgendeinem freundlichen Vorwand zu ſich rufen ließ, um mit ihnen ſcheinbar ſehr wichtige, in Wahrheit ganz nebenſächliche Dinge zu beſprechen, wenn er in der Kammer ein Geſetz zur Abſtimmung brachte, bei dem ſie mit „nein" geſtimmt hätten. Aber im Fall Lucian-Jouberthon täuſchte ſie ſich, wenn ſie an Napoleons beſſere Einſicht glaubte. Er war ſo ergrimmt, daß Lucian nicht mehr in Paris bleiben konnte, ſondern beſchloß, ſeinen Wohnſitz nach Italien zu verlegen.

Lätitia hat unter dieſem Bruderzwiſt mehr gelitten, als in vielen Jahren vergangenen Leides. Der Gedanke, daß Lucian, ihr Liebling, für immer fern von ihr leben ſollte, erſchien ihr unfaßlich grauſam. Lucian ſchildert in ſeinen Memoiren die Szene ſeiner Abreiſe und die troſtloſe Stimmung, die über ihnen allen, hauptſächlich aber über der Mutter lag. Nur eine leiſe Hoffnung winkte noch: viel-

leicht ſchickt der Konſul noch in elfter Stunde eine Botſchaft, daß Lucian bleiben, daß alles verziehen ſein ſoll. „Es war," ſchreibt Lucian, „der Abend vor Oſtern 1804. Die Reiſekutſchen ſtanden ſchon gepackt im Hof meines Hotels Saint Dominique, deſſen Pforten verſchloſſen ſind. Die Poſtpferde ſind beſtellt und werden mit Tagesanbruch erwartet. Jetzt iſt es zehn Uhr abends ... Mein teurer Bruder Joſef geht langſam mit mir in der Bildergalerie auf und ab ... meine Mutter und meine Frau ſaßen auf kleinen Armſtühlen links vom Kamin. Es ſchlug elf Uhr, und Joſef ſagte zu mir: ‚Lucian, ſchenk' mir noch dieſe eine Stunde der Hoffnung.' In dieſem Augenblick trat meine Mutter, meine vornehme Mutter, zu mir und Joſef hin, die wir beim Schlag der Kaminuhr mitten im Gemach ſtehn geblieben waren. Mit einem deutlich ſichtbaren Zucken ergriff ſie Joſefs Hand, und mit einer Stimme, die in Tränen brach, obgleich ſich die Mutter zu beherrſchen ſuchte, ſagte ſie: ‚Es iſt Zeit, Kinder, die Trennungsſtunde iſt da.' ‚Nein, Mutter, noch nicht,' ſagte Joſef, ‚Lucian hat mir verſprochen, noch bis Mitternacht zu warten. Ich hoffe immer noch, daß er ihn zurückruft.' ‚Nein, mein Kind, Napoleon wird ihn nicht zurückrufen, er will ihn nicht mehr um ſich ſehen.' Meine Mutter hatte ſich wieder geſetzt, tiefes Schweigen herrſchte, bis es Joſef mit den Worten unterbrach: ‚Mutter, es iſt halb zwölf Uhr, der Konſul geht nie vor Mitternacht zu Bett, wenn ich jetzt noch zu ihm ginge, wenn ich ihn anflehte, mir ein paar Zeilen für Lucian zu ſchreiben, die ihm befehlen ... —' ‚Was, lieber Bruder?' unterbrach ich ihn lebhaft. ‚Die dir

befehlen zu bleiben.' ‚Dein gutes Herz macht dich blind, siehst du nicht, daß er es so will, daß ich abreisen muß. Oder soll ich etwa warten bis?...' Hier stockte ich.

‚Mutter, soll ich zum Konsul gehn?' fragte Josef noch dreimal. Meine Mutter erhob sich von ihrem Sitz und entgegnete mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Herzeleid und beleidigtem Mutterstolz: ‚Ja, mein Sohn, ja, du bist ja älter als er, also gehe nur hin und bettle für Lucian, damit er dir im Zorn entgegenschreit, was er mir, ja sogar seiner teueren Josefine entgegengeschrien hat: ‚Wer ihm anhängt, soll mit ihm reisen, auf der Stelle!' Und mit immer bitterer werdender Stimme fuhr sie fort: ‚O, ich werde auch reisen. Ich werde zwar nicht mit dir reisen, Lucian, aber nach dir; auf diese Weise braucht er sich nicht einmal über meinen Eigensinn zu ärgern.'

Nach diesem Ausbruch fiel meine Mutter wie erstickt von Schluchzen in die Arme meiner guten Frau. Josef wartete noch immer auf eine Botschaft vom Konsul, er wartete bis nach Mitternacht. Da meine Mutter sich beruhigt hatte, fragte ich sie beiläufig, ob es richtig wäre, daß Josefine ihren Mann gebeten hätte, sich meiner Abreise zu widersetzen: ‚O, in meiner Gegenwart schon,' sagte meine Mutter. ‚Ja das glaube ich wohl, in deiner Gegenwart Mutter.' — ‚Nein, auch in meiner Gegenwart,' sagte Josef.

Mitternacht war herangekommen. Josef stand wie auf Nadeln. Er ging im Zimmer hin und her; ich hatte mich auf einen Schemel gesetzt, meiner Mutter und meiner Frau zu Füßen. Plötzlich sagte

Joſef zu mir: ‚Lucian, wenn du mich wirklich lieb haſt, ſo gib mir jetzt den Beweis davon.‘ — ‚Ach Joſef, wie ſollte ich dich nicht lieb haben, du warſt ja immer wie ein Vater für mich, was ſoll ich tun, was verlangſt du von mir?‘ — ‚Nun, wenn du ſelbſt, ehe er ſich zu Bett legt, zu ihm gingeſt, wenn du jetzt, vor deiner Abreiſe, um eine Unterredung bäteſt . . .‘ — ‚Und was ſollte ich ihm ſagen?‘ — ‚Nun, daß . . . daß . . . es dir ſchwer wird zu reiſen, hauptſächlich im Groll gegen ihn und . . .‘ Ich küßte die Hand meiner Mutter und fragte: ‚Liebe Mutter, ſoll ich ſo zu ihm hingehn, ſage du, ob ich es ſoll, ſag' du es!‘ — ‚Nein, mein Kind, du ſollſt es nicht, es wäre auch ganz unnütz, ich habe zu gut im Gedächtnis, was er mir alles im Zorn geſagt hat.‘ — ‚Ach wenn's nur das wäre — ich fürchte ſeinen Zorn nicht, ich weiß ſehr gut, daß man nicht immer tut, was man in einem Augenblick der Leidenſchaft ſagt.‘ — ‚Wohl wahr,‘ ſagte meine Mutter, ‚aber ihr ſeid beide heftig, und Napoleon iſt mächtiger als du, mein armer Lucian. Glaube mir, es iſt beſſer, du reiſeſt ohne ihn noch einmal geſehen zu haben.‘ Wir blieben noch ein Weilchen beiſammen. Als es Mitternacht geſchlagen hatte, ergriff ich die Hand meiner Frau und wir knieten vor meiner Mutter nieder. ‚Auf Wiederſehen, auf baldiges Wiederſehen in Rom,‘ ſagte ſie.“

Dieſer Bruderzwiſt im Hauſe Bonaparte, der ſich Jahre und Jahre hinaus erſtrecken ſollte, tat dem Herzen Lätitias weher, als alles, was ſie je ertragen hatte; denn alles Frühere war von außen gekommen, hatte den Frieden der Familie nicht dauernd untergraben können, wenn vorübergehende Meinungs-

verſchiedenheiten und Weiberzänkereien ihn vielleicht auch für Tage getrübt hatten. Jetzt aber war die Eintracht des Hauſes unwiederbringlich dahin. Gerade die zwei Brüder, die Schulter an Schulter wie zwei gute Kameraden gekämpft hatten und emporgekommen waren, gerade dieſe beiden haßten einander nun ſo ſehr, daß ſie nicht mehr in derſelben Stadt, nicht mehr in demſelben Land atmen konnten.

Der Haß war nun allerdings mehr auf Napoleons Seite, den alles verdroß, was Lucian tat. Zuerſt hatte er ihn nicht mehr um ſich ſehen wollen; als jedoch Lucian gegangen, war er über die Abreiſe wütend. Zunächſt hatte er aus dieſem Anlaß noch eine große Auseinanderſetzung mit ſeiner Mutter, der er vorwarf, daß ſie gerade denjenigen der Brüder am meiſten liebe, der ihm am häufigſten mit Widerſpruch entgegengetreten ſei. Lucian war eine Zeitlang Miniſter geweſen, und die Dialoge der Brüder hatten ſich damals nicht immer in Liebes- und Hochachtungsbeteuerungen erſchöpft.

Lätitia, die ſeit Lucians Abreiſe ein Schwert im Herzen trug, erwiderte auf den Vorwurf, daß ſie Lucian bevorzuge, gelaſſen: „Von meinen Kindern bevorzuge ich immer den, dem am meiſten Leid geſchieht.“

Napoleon war wahrſcheinlich nicht entzückt von dieſer Antwort, aus der er ſehen mußte, daß die Mutter zu Lucian ſtehen würde, ſolange er, Napoleon, gegen ihn ſtand. Und Lätitia wiederum war ſo empört über Napoleon, daß ſie ſchon wenige Tage ſpäter wirklich nach Rom abreiſte, wo ſie nicht nur mit Lucian zuſammentraf, ſondern auch mit ihrem

Stiefbruder Feſch, der Kardinal und Geſandter beim päpſtlichen Stuhle war. Das karge bißchen Talent zur Freude, das Lätitia beſeſſen, verſchwand faſt gänzlich, ſeit der Streit um Lucian die Familie zerriß. In vielen ihrer Äußerungen und auch in den Briefen, die ſie ſchrieb, tönt immer wieder die Klage: „Ich bin zum Leiden geboren“ ... „Das Leben bringt mir immer mehr Unglück.“ In Rom fand ſie zunächſt ein wenig Ruhe, dann aber gab es gleich wieder etwas Motion durch Paulinchen, die luſtige Fürſtin Borgheſe, die, wie der Kardinal Feſch ſich vorſichtig ausdrückte, ſich nicht an die Sitten der Stadt Rom gewöhnen konnte und mit dieſem Mangel an Anpaſſungsfähigkeit das Anſehen der Dynaſtie Bonaparte nicht eben förderte. Napoleon, der ja alles erfuhr, hatte ſich dem Kardinal gegenüber ſchon kurz und deutlich über die Schweſter geäußert: „Ich habe Madame Paulette meine Meinung bereits klar und verſtändlich dargelegt und hoffe, daß ſie ſich fügt. Übrigens findet ſie ja in meiner Mutter die beſte Ratgeberin.“

Für eine alternde Frau, die erſchöpft, zerriſſen von Hader und Herzeleid im Süden Erholung ſucht, war es zweifelsohne recht angenehm, eine übermütige, zügelloſe Tochter an „die Sitten Roms“ zu gewöhnen, das heißt ihr beizubringen, wo die Anſtandsgrenze liegt, die auch eine Fürſtin nicht überſchreiten darf. Frau Lätitia beſaß aber immer noch die feſte Hand, mit der ſie einſt ihre Kinder erzogen und gezüchtigt hatte. Nach einigen Unterredungen und Szenen gewöhnte ſich Paulinchen an „die Sitten Roms“ und half nun, ſo gut ſie konnte, Lätitia den Aufenthalt in Rom zu verſchönen, denn ſie war ja das,

was man „einen guten Kerl“ nennt, und liebte die Mutter sehr, die ihrerseits auch wiederum für Pauline eine gewisse Schwäche hatte. Lätitia hat ja stets die drei Charmeurs unter ihren Kindern — Lucian, Pauline, Jérôme — besonders bevorzugt, vielleicht gerade, weil deren helle, wohl auch übermütige Art so verschieden von ihrer eigenen war. Kaum aber war Paulinchen zu Vernunft und leidlichen Umgangsformen gebracht, so geschah in Paris das Ereignis, das die pessimistische Lätitia zu Tod erschreckte: Napoleons Kaiserkrönung. Schon die ersten Absichten Napoleons über die Gründung des Kaiserreichs hatten sie mit tödlichem Schrecken erfüllt. —

Ein Brief Lucians aus jener Zeit gibt am besten Aufschluß über ihre Stimmung und Gedanken:

„Der Geist unserer Mutter beschäftigte sich ausschließlich mit den Veränderungen, die sich vorbereiteten. Sie findet, daß der erste Konsul unrecht hat, nach der Krone Ludwigs XVI. zu greifen. Sie hat schwere Träume, die sie nur mir anvertraut. Sie fürchtet ganz einfach, daß einige Fanatiker den Kaiser ermorden könnten. Sie meint, die Republik habe immer noch mehr Freunde, als Napoleon denkt.“

Man sieht auch aus diesem Brief, daß ihre Zweifel und Ängste nicht aus politischen Tiefen aufstiegen. Sie macht sich weder Gedanken über das Wesen des Kaiserreichs, noch über mögliche Veränderungen (Gedanken, die bei einer korsischen Landfrau auch sehr erstaunlich gewesen wären), sondern sie zitterte einfach für das Leben des Sohnes und hielt, wie alle Republikaner, treu und kurzsichtig, auch dann noch am republikanischen Ideal

fest, als es längst ausgelebt hatte und der Zeit nichts mehr nützen konnte.

Auf dem großen Bild von David, das die Kaiserkrönung darstellt, sieht man auch Lätitia, obgleich sie nicht dabei war, sondern in Rom bei Lucian blieb, indes Napoleon den größten Tag seines Lebens erlebte, sich mit eigener Hand den goldenen Stirnreif ins Haar drückte. Daß sie es fertig brachte, diesen Tag nicht mit ihm zu teilen, daß sie, die einfache Frau aus Ajaccio, sich's versagte, mit anzusehen, wie ihr Kind, das einst, wie sie, bettelarm gewesen, unter dem brausenden Jubel eines ganzen Volkes emporstieg zu den Mächtigen der Welt, daß sie diesen Tag, der in Jahrtausenden kaum einer Mutter bereitet war, vorübergehn ließ, ohne auch nur einen Tropfen seines berauschenden Trankes zu kosten — diese Entsagung, die ihr aber gar keine Entsagung bedeutete, spricht beredt für einen ebenso seltenen, wie großen Charakterzug: für einen völligen Mangel an Eitelkeit.

Eitelkeit ist ein Begriff, den Lätitia Bonaparte nie gekannt hat. Es ist und bleibt ihr unverständlich, wie ihre Töchter sich gelegentlich so eifrig um Vortritts- und Zeremoniellfragen streiten können, daß Napoleon zornig dazwischen fahren muß: „Wenn man euch zuhört, könnte man wahrhaftig meinen, wir hätten die Krone von unserem hochseligen Herrn Vater ererbt." —

Sie hat wohl verstanden, was es hieß, die Mutter eines großen Mannes zu sein, sie hat Napoleon nicht nur leidenschaftlich geliebt, sondern auch leidenschaftlich bewundert, sie war allezeit, gleichviel ob er im Glanz oder im Elend saß, unbeschreiblich

ſtolz, aber niemals eitel auf ihn. Nicht ein einziges Wort, nicht ein einziger Zug von ihr iſt bekannt, in dem ſie darauf gepocht, mit dem ſie geprahlt hätte, daß ſie einen Giganten geboren und daß ſie alſo höher zu ſtellen ſei als andere Menſchenmütter. Niemals hat ſie begehrt, irgendein Teil zu haben an der kaiſerlichen Pracht, an der Hochflut von Schmeichelei und Byzantinismus, die um den Thron jedes Mächtigen brandet. Wenn die Höflinge des Konſulats oder des Kaiſerhofes ihr allzu reichlich Weihrauch ſtreuten, ſo ſchnitt ſie ihnen wohl lächelnd, aber doch ärgerlich das Wort ab: „Wenn Sie all Ihre Süßigkeiten heute verausgaben, werden Sie morgen keine mehr haben. Sparen Sie alſo noch etwas für morgen auf.“

Und niemals, war ſie nur die Mutter Napoleons, niemals hat ſie ihn mit größerer Liebe umfangen, als ihre andern Kinder; und wenn ihr Napoleon vorwarf, daß Lucian ihr Liebling ſei, ſo beweiſt dieſer Vorwurf eben, daß in ihrem Herzen keine einzige Ader der Eitelkeit klopfte. Sie war zu ſehr Italienerin, zu ſehr primitive Frau unmittelbarer, ſtarker Inſtinkte, um nicht ihre ganze Brut in dasſelbe Gefühl einzuſchließen: den Adler ebenſo, wie die ſchwerfälligen Tauben; oder die ſchillernden, entzückenden Paradiesvögel. Ihr wäre nie ein Kind ſo liebeleer durch Haus und Leben gegangen, wie Cornelie Goethe der liebenswürdigen Frau Rat, und eine groteske Renommierſzene wie die mit der Staël: „Je suis la mère de Gœthe“ wäre bei ihr ganz unmöglich geweſen. Sie hat ſich nie demütig vor dem Sohn geneigt: „Siehe, ich bin des Herrn Magd,“ aber ſie hat auch nie verlangt, daß um ſeinetwillen vor ihr ſich einer vergötternd beuge. Sie iſt nie in dem Sinn in ihm

aufgegangen, daß sie vergessen hätte, wo sie aufhörte und er anfing. Sie hat immer und unter allen Verhältnissen seinen Respekt eingefordert, wie sie ihn von ihren anderen Kindern forderte; von fremden Menschen begehrte sie nur bürgerliche Achtung — nichts weiter. —

Im Zorn war sie nach Rom gefahren und eine ganze Weile blieb sie im Zorn, den Napoleon noch steigerte, als er Lucian und Jérôme ob ihrer unpassenden Heiraten von der Thronfolge ausschloß. Es ist sehr bezeichnend für sie und ihre Stimmung, daß in den Briefen, die sie mit Josef wechselte, von dem neuen Kaisertum niemals ein Wort erwähnt wurde. Im Laufe der Tage und Wochen aber verrauchte der Zorn, und nichts blieb, als eine bekümmerte, zärtliche Mutter, die sich nach Aussöhnung sehnte und schwer darunter litt, daß ihr Sohn halsstarriger schien, als sie. Der Kardinal Fesch sandte daher folgenden Brief nach Paris:

„Sire, trotz der vielfachen Geschäfte Eurer kaiserlichen Majestät halte ich es für meine Pflicht, Ihnen einen Augenblick von Ihrer Mutter zu sprechen.

Ihre Mutter ist nach den Bädern von Lucca abgereist. Ihre Gesundheit hat durch Kummer mehr gelitten, als durch körperliche Zustände. Ich habe bemerkt, daß ihr Befinden jedesmal schlechter wurde, wenn ein Kurier ankam, der keine Nachrichten für sie brachte. Sie war verzweifelt, daß sie nur aus Zeitungen von der Inauguration des Kaiserreichs erfuhr. Sie ist tief betrübt, daß sie während der drei Monate, die sie nun in Rom ist, keinen einzigen Expreßbrief erhalten hat. Sie bildet sich ein,

daß ſie im Herzen Eurer Majeſtät die allerletzte Stelle einnehme. Dieſe betrüblichen Erwägungen ſchwächen ihre geſamte Konſtitution und machen jede Beſſerung zunichte, die man von der Reiſe, dem Klima und den Heilmitteln erwarten dürfte." Und weiter: „Ihre Mutter möchte einen Titel haben, der ihr eine feſtumriſſene Stellung gewährt. Sie iſt ärgerlich, daß die einen ſie ‚Majeſtät', ‚Kaiſerin Mutter' nennen, indes die anderen ſie mit ‚Kaiſerliche Hoheit' in eine Linie zu ihren Töchtern ſtellen. Sie iſt ungeduldig zu erfahren, was in dieſer Hinſicht eigentlich beſtimmt worden iſt. Sie will nicht mehr nach Rom zurückkehren. Sie hofft, daß Eure kaiſerliche Majeſtät ſie Ende Auguſt, wenn ſie von den Bädern von Lucca zurückkehrt, nach Paris rufen wird."

Schließlich kehrt ſie denn auch wieder heim nach Paris, und ſo ſehr es ihrer einfachen Natur auch widerſprechen mochte, gab ſie ihrer Lebensführung jetzt doch einen fürſtlichen Anſtrich, wie er ſich für die Mutter eines Kaiſers ziemte. Sie bewohnte das Hotel Brienne, hielt einen eignen Hofſtaat und hatte, wie ſie ſich's gewünſcht, einen Titel, der ihre Stellung ſtreng umgrenzte und dennoch ihrem einfachen Sinn entſprach. Napoleon hatte gewollt, daß ſie ſich Kaiſerin Mutter nennen ſollte, aber mit einer Geſte des Schreckens war ſie vor dieſer prunkvollen Bezeichnung zurückgewichen und hieß nun mit den entzückenden Worten, die zu ihrem Weſen ſo viel beſſer paſſen, als die kalte Pracht des kaiſerlichen Titels: „Madame Mère."

V.

Die junge Landfrau, die einſt in Ajaccio mit ihren Kindern nicht anders als eine behäbige Bäuerin lebte, die ſpäter in Marſeille an manchem Tag nicht wußte, wo ſie für morgen das Brot hernehmen ſollte, wohnt jetzt in einem Palaſt, hat über eine Million Jahreseinkünfte und ſteht an der Spitze aller Wohltätigkeitsbeſtrebungen des Kaiſerreichs. Napoleon will es ſo; da die Mutter ſich gegen alle offiziellen Titel und Repräſentationen ſträubt, iſt er ſchon zufrieden, daß ſie wenigſtens das Protektorat über alle charitativen Einrichtungen willig übernommen hat. Sie tut gern Gutes, — ſie erinnert ſich wohl noch der Tage, da ſie ſelber des Mitleids der Andern bedurfte. Sie iſt gar kein Emporkömmling im gewöhnlichen Sinn, der ſich früherer Not und Niedrigkeit ſchämt; ſchon in Ajaccio, als es mit ihren finanziellen Verhältniſſen bergab ging, hat ſie geſagt: „Die Armut fürchte ich nicht, nur die Schande.“ Weil die Armut für ſie nichts Fürchterliches und nichts Beſchämendes hat, erzählt ſie, die Mutter des Kaiſers, ihrer Umgebung ganz naiv: „O, früher, da habe ich mitunter nicht gewußt, womit ich einheizen ſoll.“ Ihre Perſönlichkeit ruht viel zu feſt auf ſich ſelbſt, als daß ſie nach Ahnen, nach einer ruhmvollen Vergangenheit gegeizt hätte; wenn Napoleon einſt erlauchte Vorfahren, die man ihm andichten wollte, mit den Worten ablehnte: „Mein Adel ſtammt von Montenotte, ich brauche keinen älteren,“ ſo hat niemand auf der Welt ſolches Selbſtbewußtſein beſſer verſtanden und geehrt, als Madame Mère.

In ihrem Privatleben hatte ſich auch ſeit dem

Kaiserreich nicht allzuviel geändert. Von Festen hielt sie sich soviel wie möglich fern, ließ sich wohl ein wenig vorlesen, ein wenig Musik vormachen, sprach immer noch das schreckliche Französisch mit den „ou"-Lauten, von dem die Italiener nicht lassen können, und hatte drei Leidenschaften, die fast ihre ganze Zeit ausfüllten: ihre Familie, Karten spielen und Geld anhäufen. In der Vorliebe für das Kartenspiel begegnet sie sich mit dem Kaiser, weniger dagegen in ihrem Sparbedürfnis. Immer wieder ermahnte er, daß sie Geld unter die Leute bringen sollte, daß man von der Mutter eines Kaisers große Bestellungen erwarte und daß sie in keinem Punkt geizen dürfe. Aber so bereitwillig seine Frau Millionen hinauswarf, so hartnäckig klebte die Mutter an jedem Goldstück, und wenn er ihr sagte: „Madame, es gehört sich, daß Sie jährlich eine Million ausgeben," so erwiderte sie eigensinnig: „O ja, sobald du mir zwei gibst." Emsig, wie je eine alte Bäuerin ihren Sparstrumpf füllt, häufte sie Gold auf Gold: „Es kommt ja doch der Tag, wo ich für all die Könige Brot herschaffen muß." Ihre Kinder waren ja, soweit es anging, Könige geworden. Josef herrschte in Spanien, Louis in Holland, Murat und Karoline in Neapel, Jérôme in Westfalen. Herr Bacciocchi, der nur als eifriger Flötenbläser mit dem großen Friedrich von Preußen Ähnlichkeit aufwies, sonst sich aber keiner Regententugend rühmen konnte, saß hübsch und albern als Gemahl neben der Großherzogin von Toskana. Paulinchen war schluchzend als neue Landesmutter nach Guastalla abgereist: „Ich stelle mir's gar nicht nett vor, Untertanen mit Ringelschwänzchen zu

haben." Nur auf Lucians Haupt senkte sich kein Kronreif nieder. Nach wie vor grollte ihm der Kaiser, während er sich mit Jérôme ausgesöhnt hatte, weil das lustige Bürschchen sich ebenso vergnügt von Fräulein Patterson scheiden ließ, wie er sie geheiratet hatte. In zweiter Ehe führte er seiner Mutter, wie Napoleon es wünschte, eine Prinzeß von Geblüt zu: Katharina, die Tochter des Königs von Württemberg.

So glänzend dies alles von außen aussehen mochte, so gab es doch natürlich im Innern, wie bei jeder großen Familie, immer noch viele Disharmonien und Zwistigkeiten, und Madame Mère, der der Familienfrieden über alles ging, kam eigentlich nie zur Ruhe. Zunächst nahm der Streit um Lucians Ehe noch immer kein Ende. Napoleon wollte wohl die Hand zur Versöhnung bieten, aber unter der Bedingung, daß Lucian sich von Alexandrine scheiden ließe. Reichen Ersatz bot er ihm an: Lucian sollte sich mit der verwitweten Königin von Etrurien vermählen und in Florenz einen Hof der Künste und Wissenschaften halten, „wie ein Medizäer, deren Neigungen und Geschmack er teilt". Auch in die Thronfolge soll er eingesetzt werden und alles vergessen sein, was je gewesen. Eine Königskrone, ein Leben in Schönheit und Kunst ... die kaiserliche Gnadensonne ... die Aussicht auf ein blendendes Erbe ... Wird die Wagschale, in der all diese Herrlichkeiten der Welt liegen, nicht tief herabsinken gegen das bißchen Glück, das eine einfache, verblühende Frau dem Manne zu gewähren vermag?

Jeder glaubt es, jeder hofft es, jeder wünscht es. Die ganze Familie findet sich in der Sehnsucht,

daß endlich der Bruderzwiſt enden, Lucian nachgeben möge. Sogar Paulinchen, ſonſt ſo wenig fürſtlich an Weltanſchauung und Gebaren, findet diesmal, wie ſie an ihren Onkel ſchreibt ... „daß wir uns nicht mehr als einfache Privatleute anſehen oder wie ſolche handeln können. Mama hat von dieſer Sache den allergrößten Kummer, und ſie wird einfach ſterben an all den Sorgen, die Lucian ihr bereitet."

In der Tat iſt Lätitia, die einſt ſo tapfer zu Lucian und gegen Napoleon geſtanden, todmüde und innerlich zerrieben von den Streitigkeiten, die ihre Kinder trennten. Sie iſt nun faſt ſechzig, ſie begreift nicht mehr recht, daß ein Mann um eines Weibes willen alles auf der Welt verlaſſen und vergeſſen könnte. Sie verſteht nicht, daß es für Lucian noch etwas anderes gibt, als den Familienfrieden, nach dem ſie ſich ſeit Jahren bangt, wie ein Verdammter nach der Abſolution. So ſchreibt ſie ſelbſt denn einen verzweifelten Brief an den widerſtrebenden Sohn:

„Mein teurer Sohn!

Obwohl ich Campi beauftragt habe, Dir eindringlich klar zu machen, was ich von Deiner Angelegenheit denke, ſo muß ich Dir noch einmal ſchriftlich ſagen, daß Du, ſofern Du mich liebſt, auf die Vorſchläge des Kaiſers, bei denen er beharrt, eingehen mußt.

Dein Schickſal, das Deiner Familie, das meinige und das von uns allen hängt nur von Dir ab. Es iſt nicht mehr Zeit, das zu erörtern, was Du meinſt, lieber Sohn; alles was Du mir ſagen könnteſt, wird

meine Meinung in dieſer Sache nicht mehr ändern. Von der Zärtlichkeit, die Du mir ſtets bewieſen haſt, erwarte ich dieſen letzten Troſt.

Campi wird Dir ſagen, daß ich krank zu Bett liege; Dein letzter Brief hat nicht wenig dazu beigetragen, und wenn Du bei Deinem Eigenſinn beharrſt, wirſt Du meine Tage verkürzen. Du kannſt mich dem Leben und dem Glück wiedergeben; ich kann mir nicht vorſtellen, daß Du den Mut haben ſollteſt, es mir zu weigern. Zum letztenmal flehe ich Dich darum an."

Man kann ſich nicht nur aus der veränderten Anſchauung Lätitias, ſondern mehr noch aus dem gequälten Ton dieſes Briefes ein Bild ihrer inneren Bedrängnis machen. Man kann ſich auch lebhaft denken, daß ſie, die eigentlich gewohnt war, ihren Kindern zu befehlen, ſich gerade von ihren Bitten dem weichen Sohn gegenüber etwas verſprach. Aber die Liebe des Lucian und ſeiner Frau war von der Art, die alles trägt, alles duldet, alles überwindet und ſtärker iſt, als der Tod. So zärtlich Lucian auch an der Mutter hängt, ſo gern er ſich dem Kaiſer verſöhnen, der Familie den Frieden wiedergeben möchte, ſo wird er doch niemals mehr die Hand der geliebten Frau aus der ſeinen laſſen. Und ob auch der Kaiſer der geſchiedenen Alexandrine und ihren Kindern das Leben reich und glänzend geſtalten will — ſie ſagen auf alles „nein" und bleiben beiſammen in Verbannung und Ungnade.

Lätitia hat an dieſer Halsſtarrigkeit, in der ſie nun auch noch einen Mangel an kindlicher Liebe zu erblicken meinte, ſchwer genug getragen. Wahrſcheinlich hat ſie nicht einmal die andere, heiß er-

sehnte Scheidung, die sich endlich im Jahre 1810 vollzog — die Scheidung Napoleons von Josefine — getröstet. Bei dieser Scheidung zeigte sich übrigens wieder einmal deutlich, daß ihr Glaube nicht starr, sondern schmiegsam war, und daß sie sich, obgleich sie gewiß von Molière blutwenig wußte, doch zu seinem Worte bekannte: „Il y a avec le ciel des accommodements.“ Eigentlich hätte ja für sie, die fromme Katholikin, diese Ehe, die kurz vor der Krönung auch noch kirchlich eingesegnet worden war, ein unlösliches Sakrament darstellen sollen. Statt dessen bereitete es ihr die größte Genugtuung, als sie ihre Unterschrift „Madame“ unter die Scheidungsurkunde setzen konnte.

Einmal noch, nach Josefinens Verstoßung, flackerte eine letzte Hoffnung in Madame Mère auf. Der Kaiser, immer bemüht, Lucian herüber zu ziehen, hat dessen Tochter aus erster Ehe, Lolotte, als Braut dem Prinzen von Asturien bestimmt. Lolotte ist auf seinen Wunsch bereits bei der Großmutter eingetroffen, um die Gewohnheiten eines großen Hofes zu sehen und sich ihnen anzupassen.

Die Großmutter vergöttert diese Enkelin, und weil sie einerseits immer noch ihre Kinder aussöhnen möchte und anderseits fürs Leben gern Familienheiraten stiftet, hat sie wohl willig einen Gedanken aufgegriffen, der verschiedenen Leuten damals im Kopf herumging. Der Kaiser ist geschieden, sucht eine neue jugendliche Kaiserin, von der man Nachkommenschaft erwarten darf. Wie wär's, wenn er sich ein Mädchen des eigenen Landes, wenn er die Tochter des eigenen Bruders wählen würde? Napoleon selbst hat vielleicht nie daran

gedacht, denn da er schon Jérôme eine Königstochter zugeführt hatte, ist nicht einzusehen, weshalb er für sich eine geringere Wahl hätte treffen sollen. Auch war Fräulein Lolotte durchaus nicht das Frauengenre, das ihm gefiel. Sie war ein kluges, nach außen hin ernstes Mädchen, allen Festen und Repräsentationen ebenso abhold wie die Großmutter; aber sie hatte dabei einen kecken, witzigen Schnabel und glossierte den ganzen Hof so ausgiebig, daß der kaiserliche Oheim, dem der Polizeiminister Fouché die aufgefangenen Briefe des Fräuleins vorlegte, höflich, aber bestimmt die nicht allzuferne Abreise der Nichte wünschte. Als dann Napoleon der Mutter seine Verlobung mit der habsburgischen Marie-Louise mitteilte, war für Lätitia auch die letzte Hoffnung auf die Wiederherstellung des Familienfriedens geschwunden.

Allerdings konnte schon seit längerer Zeit, selbst wenn man von Lucian absah, von wirklichem Familienfrieden nicht mehr die Rede sein. Seit Napoleon seine Geschwister zu Fürsten und Königen gemacht, hadert er unablässig mit ihnen. Einerseits wünschte er, daß sie Genies, anderseits, daß sie seine gekrönten Lakaien sein sollten. Die Vereinigung dieser beiden Wesensarten hätte wahrscheinlich für jeden Sterblichen einige Schwierigkeiten geboten, für Josef und Louis aber ist die Forderung der Vielseitigkeit, die an sie gestellte wurde, zum Verhängnis geworden. Vergeblich bat und mahnte die Mutter: „Napoleon, du hast recht, sie klein zu schelten, wenn du sie mit dir vergleichst, denn du hast nicht deinesgleichen. Aber, wenn du sie mit dem Maßstab anderer Könige mißt, magst du mit ihnen wohl

zufrieden sein". Napoleon fand dieses Wort seiner Mutter sehr reizend, sagte ihr scherzend: „Signora Lätitia, Sie schmeicheln mir," küßte ihr dankbar die Hand und — schrieb an die Brüder die bekannten Briefe, in denen er ihnen angelegentlich versichert, daß er sie für die größten Schafsköpfe der Welt hält. Er, der Titane, der mit jedem neuen Schritt, den er tat, wuchs, und der immer nur das Weltbild vor sich sah, konnte nun und nimmer verstehen, daß die Könige Josef und Louis nur mäßige, aufgeblasene oder pedantische Beamte waren, die weder von des Kaisers Plänen noch von den Völkern, die man ihnen plötzlich anvertraute, das mindeste begriffen; Herrscher, die trotz aller Pfaueneitelkeit froh waren als sie nach ganz kurzer Zeit mit leidlichem Anstand wieder abdanken und für sich, ohne Regierungssorgen und beständige Maßregelungen von Paris aus, leben konnten . . .

Nein, weder Josef noch Louis haben ein tragisches Schicksal erlebt, als sie vom Throne herabstiegen, aber sie haben dennoch ein gut Teil menschlich gelitten, und mit ihnen litt die Mutter. Wie muß ihr das Herz geblutet haben, wenn sie Briefe bekam, wie den ihres Sohnes Louis:

Teplitz, am 16. Juli 1810.

Liebe Mama!

Seit acht Tagen bin ich in Teplitz. Die Ärzte, namentlich der berühmte Professor Hufeland, haben es mir geraten; und nach allem, was sich zugetragen hat, habe ich diesen Ort gerne gewählt,

weil er weit entfernt ist. Ich habe wohl einen Augenblick daran gedacht, zu Dir zu kommen, aber ich hätte Dich nur verstimmt, und ich ertrage augenblicklich keinen anderen Zustand, als den der völligen Abgeschiedenheit. Ich erwarte ein Schreiben meines Bruders, in dem er mir mitteilt, wo ich mich niederlassen darf. Ich selbst weiß gar nicht wohin; am liebsten möchte ich als einfacher Privatmann mit Dir im Süden Frankreichs wohnen, aber das wird der Kaiser nicht wollen. Ich habe ihn daher gebeten, daß ich in Deutschland bleiben darf; ich erwarte eben seine Antwort.

Ich bitte Dich, liebe Mama, ebenso wie meine liebe Pauline, verwendet Euch bei meinem Bruder für mich, daß ich irgendwo ruhig in Vergessenheit leben kann. Ich habe alles getan, um das Äußerste zu vermeiden, zu dem ich dann schließlich doch gezwungen war, und ich fürchte darum die Feinde, die ich in der Nähe meines Bruders habe. Sie haben mich noch unglücklicher gemacht als ich schon war, nun möchte ich für den Rest meines Lebens wenigstens in Ruhe atmen. Ich habe an Jérôme geschrieben, aber ich weiß nicht, ob er meine Briefe erhält. Ich weiß nicht einmal, ob dieser hier in Deine Hände gelangt. Glaube aber nur, Mama, daß ich das Schicksal nicht verdiene, das mir widerfahren ist. Ich habe alles auf der Welt getan, um meine Doppelpflicht gegen meinen Bruder und gegen Holland zu erfüllen. Möge mein Sohn einst glücklicher sein als ich! Lebe wohl, liebe Mama, trachte mit allen Mitteln, mir Nachrichten von Dir und von meinen Kindern zu verschaffen. Du kannst Dir denken, wie ich mich danach sehne. Schreibe

mir unter der Adreſſe: M. de Saint-Leu, Bad Teplitz in Böhmen."

Selbſt wenn man dieſen Brief nicht ganz wörtlich nimmt, ſelbſt wenn man davon abzieht, was an unmittelbarem Eindruck verhängnisvoller Ereigniſſe darin zittert und manches vergrößert, ſo bleibt dennoch genug übrig, um das Herz einer Mutter zentnerſchwer zu belaſten. Es iſt ja nicht ein alter Mann, der dieſe Zeilen voll trüber Reſignation ſchrieb, nein, ein Zweiunddreißigjähriger iſt ſo müde, ſo verbittert, daß er nur noch an Weltflucht denkt und nichts anders mehr will, als vergeſſen ſein. Und doppelt weh muß es Lätitia getan haben, daß Napoleon, der ja ein ſo guter Haſſer war, auch jetzt, da der Bruder völlig zertreten am Boden lag, nicht den armſeligen Menſchen in ihm ſah, ſondern nur den politiſchen Feind, der ihm ſeine Pläne zerſtörte. Alles, was er der Mutter über Louis zu ſagen hat, ſind folgende Zeilen: „Madame, ich beeile mich Ihnen mitzuteilen, daß ſich der König von Holland in Teplitz in Böhmen befindet. Da ſein Verſchwinden Sie jedenfalls ſehr beunruhigt haben wird, verliere ich keinen Augenblick, um Ihnen dieſe Neuigkeit als Beruhigung zu geben. Sein Benehmen iſt derartig, daß es nur mit ſeiner Krankheit zu entſchuldigen iſt."

So trug denn Lätitia ſchon ein zweites Schwert im Herzen, nicht um den Sturz, ſondern um das innere Elend Louis', der in ſeinen Briefen immer wieder darauf zurückkommt, daß er nichts anderes mehr will, als mit ſeiner Mutter und einem ſeiner Kinder bis an ſein Lebensende in einem verlorenen Winkel leben. „Ich bitte Dich, ſprich dem Kaiſer

nicht mehr von mir, denn Du haſt nur Verdruß davon. Ich habe ein ſolch Bedürfnis nach Ruhe und Vergeſſenheit, daß ich gerne mit Dir und einem der Kinder in die Provence oder nach Korſika zöge."

Nicht minder tief alſo als zwiſchen Napoleon und Lucian, klafft der Riß zwiſchen Napoleon und Louis. Napoleon beantwortet die Briefe Louis' überhaupt nicht mehr, und Louis iſt bei allem äußeren Reſpekt vor dem Kaiſer ſo erbittert auf ihn, daß er keine Penſion, keine Apanage von ihm annimmt. Als er König wurde, hatte er gleich Joſef und Jérôme ſeine Prinzenapanage der geldfrohen Mutter abgetreten; nun, da ſeine Gemahlin Hortenſe die Regentſchaft in Holland führt und ſpäterhin von Napoleon eine ſtattliche Jahresrente erhalten wird, nun wendet er ſich an die Mutter als erſter König, für den ſie, wie ſie einſt prophezeit hatte, das Brot herſchaffen muß. Selbſtverſtändlich war auch dies „Brotherſchaffen" nicht ganz wörtlich zu nehmen. Schließlich hat auch ein abgedankter Souverän immer noch Geld genug, um zu leben, aber immerhin half Lätitia dem Exkönig, indem ſie ihm, wie er es wünſchte, Brillanten im Wert von einer halben Million abkaufte. Es iſt ungemein bezeichnend für Lätitias Genauigkeit in Geldſachen, daß Louis ihr eine ausführliche Liſte der Pretioſen, die ſie ihm abkaufen ſollte, aufſtellte, geradeſo, als hätte er mit einem geriebenen Geſchäftsmann zu tun.

Noch immer ſind die Sorgen nicht zu Ende, die auf der Mutter all dieſer Bonapartes laſten. Von Pauline kommen Nachrichten, die große Beunruhigung hervorrufen; diesmal handelt ſich's nicht

um kindiſche oder verrückte Einfälle, die ein mütterliches oder brüderliches Strafgericht vertreibt: die junge ſchöne Fürſtin Borgheſe fängt an zu kränkeln, vor der Zeit ſchwach und hinfällig zu werden. Die ſechzigjährige Mutter verzehrt ſich in Angſt von einem Brief zum andern und kann doch nicht, wie ſie gern möchte, zu der ſiechen Tochter eilen, weil ſie ſelbſt ſchon den Jahren tributpflichtig, zu angegriffen und ſchwächlich für eine Krankenpflege iſt. Und noch ein neuer Schreck kommt: Lucian will mit ſeiner Familie nach Amerika auswandern. Seit Napoleon auch König von Italien iſt, fühlt ſich Lucian nicht mehr ſicher; die Neue Welt, die für die Bonapartes immer einen ſo großen Reiz gehabt, lockt ihn, und er bittet die Mutter, ſeinen Plan mit Geld zu unterſtützen.

Frau Lätitia mag die Zähne feſt aufeinander gebiſſen haben, als ſie's vernahm. Mit der ganzen Kraft ihres ſtarken Herzens hat ſie noch einmal alles durchlebt, was ſie um dieſen heißgeliebten Sohn gelitten hatte, bis es ſo weit kam. So leidenſchaftlich, ſo hingebend wie früher, ſtand ſie ihm freilich nicht mehr gegenüber; ſie konnte ihm eben doch nicht verzeihen, daß ihm ſeine Frau das Liebſte auf der Welt war. Aber Lucian ſcheint berufen, ohne ſein Wollen der Mutter immer neues Herzeleid zu bereiten. Vom Sturm verſchlagen wird das Schiff, das ihn nach der neuen Heimat tragen ſoll, durch engliſche Kreuzer aufgegriffen und Lucian als Kriegsgefangener nach London gebracht.

Inzwiſchen hat Frankreich eine neue Kaiſerin, Lätitia eine neue Schwiegertochter bekommen. Gelaſſen, ſonder Enthuſiasmus blickt die alte Frau

der jungen entgegen. Ihr mag der Hof in Paris, als er Hochzeitsvorbereitungen traf, einigermaßen verrückt vorgekommen sein: Napoleon lernte für die Wienerin Walzer tanzen, seine Schwestern blähten sich und stolzierten umher wie die Pfauen, weil sie eine Kaiserstochter zur Schwägerin bekommen sollten. Dem großen Sohn konnte sie natürlich über seine choreographischen Bemühungen nichts sagen, aber die Töchter ließ sie hart an über die laute Freude und den gespreizten Dünkel, mit denen sie die neue Verwandte erwarteten. Was kümmerte es Lätitia, die Einfache, Kluge, daß die Schwiegertochter aus altem Dynastengeschlecht war, daß ihr Vater eine Kaiserkrone trug. Für sie stand nur eins in Frage: „Wird sie mir den Sohn glücklich machen?" Wenn sie's tat, würde Lätitia sie von Herzen lieben; wenn sie's nicht tat, konnte keine Krone der Welt, kein noch so ehrwürdiges Blut sie vor der Verachtung der alten Korsin retten. Weil Lätitia nicht eitel, sondern stolz auf den Sohn war, hat sie deutlich empfunden, wer bei diesem neuen Ehebund verlor und wer gewann.

So hat sie denn Marie-Louise, die Österreicherin, ebensowenig geliebt, wie früher Josefine, die Französin. Sie hatte einen feinen Spürsinn für den wirklichen Wert einer Frau; sie ließ sich weder durch glänzende Äußerlichkeiten, noch durch geistreichelnde Prätensionen blenden, zudem sie von den letzteren gar nichts verstand. Sie hat sicher nie verlangt, daß Napoleon eine geistig hochstehende Frau heiraten sollte; die Staël, die ihn als jungen General sehr umwarb, wäre gewiß nicht ihr Ideal einer Schwiegertochter gewesen. Aber eine Frau,

die ſtark und mutig war, ſollte neben ihm ſtehen, eine, die wie ſie ſelbſt ſpäter mit ihm durch Not und Todesgrauen ſchritt, wenn die Stunde kam. Eine, die Treue hielt, die wußte, was es hieß, Napoleons Weib ſein, und die nicht ihr Leben, ihre Tage mit Tand und bunten Affereien verzettelte. Wenn Paulinchen heute ſo tat, ſo mochte es hingehen — für ihren Borgheſe reichte ſie geiſtig und moraliſch immer noch aus. Vielleicht war ſie auch erſt durch ihn ſo weit gekommen; denn als ſie noch die Gattin Leclercs war, hatte ſie in San Domingo, wohin ſein Kommando ihn geführt, Aufſehen gemacht durch die Kaltblütigkeit und Tapferkeit, mit der ſie in allen Gefahren der Aufſtände ihrem Mann zur Seite geblieben war. Verwundert, beinah ein wenig beleidigt und ein wenig degoutiert, ſah Madame Mère, wie Napoleon ſich zweimal an nichtige, charakterloſe Frauen wegwarf. Sie hat ſpäter nach der großen Kataſtrophe ihr Urteil über Marie-Louiſe in die klaren Worte gefaßt: „Sie war ſehr dumm, aber ſie konnte hübſche Briefe ſchreiben.“ Trotzdem die Erzherzogin aber nicht nur die Stiliſtik beherrſchte, ſondern auch mit den Ohren wackeln konnte, iſt es ihr nie gelungen, in ein herzliches Verhältnis zu ihrer Schwiegermutter zu treten. Je mehr der Kaiſer die junge Gattin verwöhnt, um ſo mehr zieht ſich Lätitia von ihr zurück. Tut es, wie es ihre Art war, ohne harte Worte, ohne Szenen, mit äußerer Beſcheidenheit und dem inneren Bewußtſein, daß ſie turmhoch über dieſer blonden Nichtigkeit ſteht. Bei allen Etikette- und Zeremonialfragen, bei allen Feſten und Protektoraten ließ ſie ſich ganz

ſelbſtverſtändlich weit hinter die junge Kaiſerin drängen. Nur, wenn Marie-Louiſe verſuchte, ihr „leutſelig“ zu begegnen, kam ſie an die Unrechte. Lätitia erwiderte der Schwiegertochter dann ebenſo huldvoll, wie dieſe ſie angeredet hatte.

Es wäre nun leicht zu ſagen: Madame war eben eine gewöhnliche Frau und konnte ſich nach Proletarierart mit keiner Frau von höfiſchen Gewöhnungen und Umgangsformen ſtellen; darum ihre Abneigung gegen Joſefine und Marie-Louiſe, darum ihre Vorliebe für die bürgerlichen Schwiegertöchter Julie und Chriſtine. Solcher Einwand wird aber ſofort entkräftet, wenn man das Verhältnis betrachtet, in dem Lätitia zur Frau Jérômes, der württembergiſchen Königstochter, ſtand. Katharina von Weſtfalen ſchreibt einmal an ſie:

„Liebe Mama! Ich bin ſo froh, daß ich endlich Deinen Brief vom 16. April bekommen habe, denn ich war ſchon recht unruhig und traurig, daß Du ſo lange geſchwiegen hatteſt. Du haſt mich ſo ſehr durch Deine Güte verwöhnt, daß ich, wenn Du mir lange nicht ſchreibſt, immer fürchte, es könnte Dir etwas zugeſtoßen ſein, oder Deine Gefühle für mich hätten ſich verändert. Du weißt, liebe Mama, ich hänge an Dir, wie nur eins Deiner eigenen Kinder, und darum wünſche ich natürlich, daß auch Du für mich dieſelbe Zärtlichkeit empfinden möchteſt.“

Aber nicht nur an die Schwiegermutter ſelbſt ſchreibt Katharina ſo zärtlich, was ja immerhin als kluge oder banale Redensart gedeutet werden könnte. Auch dem Vater in Württemberg teilt ſie mit: „Meine Schwiegermutter iſt eine ſo liebe, gütige

Frau, daß man gar nicht anders kann, als ſich wohl bei ihr fühlen.“ Weder Joſefine noch Marie-Louiſe haben ſich jemals wohlgefühlt bei Madame Mère und es gereicht ſowohl Lätitia wie Katharina zur Ehre, daß ſie, obgleich ſo verſchieden von Raſſe, Herkunft und Alter, einander herzlich zugetan waren. Sie waren eben beide Charaktere, keine Puppen, und ſie fanden ſich ſchon in den Tagen des Glanzes im Gefühl ihrer Seelenſtärke, ihrer friſchen Tapferkeit und ihrer unverbrüchlichen Frauentreue. — — —

⁂ ⁂ ⁂

Das Kaiſerreich war durch alle Glorien geſchritten. Ein glücklicher Feldzug hatte den anderen abgelöſt, der Thronerbe war geboren, der ſchon in der Wiege König von Rom hieß. Über allen Jubel der Triumphe war immer das mißtrauiſche „pourvou que cela doure“ der alten Frau geſtiegen. Angſtvoll ſah ſie, wie der Sohn zu immer neuen Kriegen rüſtete. Durch all den ſtahlklirrenden Waffenlärm hörte ſie ſchon die Schritte des Unglücks, das unaufhaltſam näher kam.

Dann begann der Stern, der blutig rot über Europa geſtrahlt hatte, langſam zu verbleichen. Seit er ſich in den Flammen des brennenden Moskau geſpiegelt, ſah Frankreich nur mehr mit Grauen zu ihm auf und erſehnte ein Geſtirn, das endlich mit dem milden Lichte des Friedens leuchten ſollte. Am Tage der Schlacht von Leipzig war dann der märchenhafte Kaiſertraum zu Ende geträumt. Ein trüber, grauer Morgen brach für Frankreich an, die Kronen fielen von den Häuptern der Napoleoniden, und die Wirklichkeit ihres Titanen war jetzt ein Inſelchen im Mittelmeer' und hieß Elba.

Pauline Bonaparte, Fürstin Borgheſe.
Skulptur von A. Canova in der Villa Borgheſe.
Mit Genehmigung der Neuen Photographiſchen Geſellſchaft in Berlin-Steglitz.

Lätitia, die stets so fest an das Unheil geglaubt hatte, empfing es wie einen lang erwarteten Gast. Immer noch lebte in ihr der stolze Geist, der ehedem in Ajaccio nur die Schande gefürchtet hatte, nicht die Armut. Auch jetzt während der Erschütterungen, die den großen Zusammenbruch ankündigten, sagte sie zum Kanzler Cambacérès: „Wie immer es enden mag, ich will mich nicht beklagen, vorausgesetzt, daß Napoleons Ehre ohne Makel bleibt, denn fallen bedeutet gar nichts, wenn man mit Vornehmheit fällt, aber es bedeutet alles, wenn man feige unterliegt.“ Gelassen empfing sie die Hiobsposten der Jahre 1813–14; sie hatte die Macht nie geliebt, den Purpur nur ungern getragen; wie allzuschwere Prunkstücke tat sie beide mit ruhigem Angesicht von sich ab.

Ja, fast schien es, als ob das Unglück sie für ihren treuen Glauben belohnen wollte, als ob ihr gerade aus den Tagen, da alles zusammenbrach, ein neues Glück erblühen sollte, ein Glück, nach dem die Mutter sich seit langen Jahren vergeblich gesehnt hatte. In der Stunde des Unglücks beweisen die Bonapartes, daß sie weit mehr als bloße Glückskinder, daß sie eine gute, starke Rasse sind, abhold den Gepflogenheiten leichtlebiger Romanen, die nur im Glück zusammenstehen und nichts mehr voneinander wissen wollen, wenn die schwarzen Tage kommen. In der Stunde der Not vergessen die Bonapartes alles, was sie je getrennt; sie sind jetzt wieder die wilde Brut von Ajaccio, die keine bessere Stimme kennt, als die des Blutes. Josef, der Exkönig von Spanien, denkt nicht mehr an die Belästigungen und Beschimpfungen, mit denen

Napoleon ihn gequält, Louis bietet von der Schweiz aus seine Dienste an, und Lucian, den der Zorn Napoleons gehetzt, bis er in England als Kriegsgefangener saß, Lucian schreibt, wenn es dem Kaiser recht sei, werde er mit allen Mitteln versuchen nach Frankreich zu kommen, um dem Bruder wieder treu zu dienen, wie in alten Tagen. Napoleon, durch die Unglücksschläge der letzten Zeit weniger selbstherrlich, nachdenklicher und milder gestimmt, ist von Lucians Anerbieten bewegt und schreibt der Mutter einen zärtlichen Dankesbrief. Da weint Lätitia, weint nicht über den Sturz ihrer Kinder, sondern über ihre Versöhnung. Der Fall ihres Hauses hatte ihr keine Träne gekostet; fassungslos vor Freude aber schluchzt sie über den Frieden, der endlich wieder bei ihnen einziehen wird.

Auch sonst empfängt Lätitia in diesen Tagen Beweise des Familiensinns und der Familientreue, die ihr mehr gelten als die verlorenen Kronen. Pauline will sofort all ihre Brillanten verkaufen, alles was ihr zu eigen gehört, um, wenn es an Geld mangeln sollte, es Napoleon zur Verfügung zu stellen. Zuverlässig wie in den Tagen des Glanzes erweist sich auch jetzt Jérômes Frau, die ihr Vater wieder gern zu sich heimholen möchte, wie der Österreicher seine Tochter heimholt aus dem zusammengekrachten Reiche. Die Schwäbin aber ist von ganz anderer Art als die Habsburgerin. Sie läßt nicht von Jérôme, den sie trotz all seiner Untreuen und tollen Jugendstreiche von Herzen liebt. Nie wird sie in eine Scheidung oder auch nur in eine Trennung willigen. „Mein Entschluß, lieber Vater, ist unerschütterlich. Mein Herz und die

Ehre befehlen mir so und nicht anders zu handeln." Lätitia, die so viel Verständnis für Anhänglichkeit und restlose Treue besaß, hat sich in diesen Tagen noch fester als zuvor an Katharina angeschlossen. Noch viele Jahre später, in ihrem höchsten Alter, wurde sie jedesmal ergriffen, wenn sie davon sprach, wie tapfer die schwäbische Schwiegertochter sich damals gezeigt und gehalten hatte.

Voll Schmerz und Verachtung dagegen mußte sie auf die „Andere" blicken, die Andere, die wiederum Napoleons Frau war, und die ihn, als er ins Unglück kam, mit so pöbelhafter Selbstverständlichkeit verließ, wie ein eigennütziger Dienstbote die Herrschaft verläßt, wenn sie kein Geld mehr hat. Papa rief — gehorsam nahm Marie-Louise ihr Kind auf den Arm und kehrte heim nach Wien, wo es den guten Apfelstrudel gibt und den Grafen Neipperg ... Lätitia, die ja die Geistesart dieser Schwiegertochter früh erkannt hatte, mag wohl manches auf das Konto ihrer Beschränktheit gesetzt haben. So, wenn Marie-Louise ihr anbot, sie nach Österreich zu begleiten, ein Angebot von so erstaunlicher Taktlosigkeit, daß Lätitia sich in gar keine Erörterungen einließ, sondern nur sagte: „Ich gehöre zu meinen Kindern." Marie-Louisens Betragen, ihre Bereitwilligkeit, den Gemahl zu verlassen, erregte übrigens sogar in Wien, im Kreise ihrer Familie, Erstaunen. Ihre Großtante, Marie-Karoline, eine Schwester der tapferen Marie-Antoinette, sagte: „Wenn's nicht anders gegangen wäre, müßte die Marie-Louise sich an ihren Bettüchern aus dem Fenster lassen und in einer Verkleidung zu ihrem Mann fliehen. Ich an ihrer Stelle tät's, denn, wenn man verheiratet ist, dann ist man's fürs Leben."

Da selbst eine Fremde, selbst eine Habsburgerin so urteilte, wie mußte erst die Mutter Napoleons unter dem kindischen, unwürdigen Benehmen seiner Frau leiden, wie bitter weh mußte es ihr tun, daß ihn in der Stunde der Not die verließen, die jedem Sträfling treu bleiben: Die Frau und das Kind!

Marie-Louise, die ihre innere Pöbelhaftigkeit selbstverständlich hinter tadellosen Damenmanieren verbarg, gedachte immerhin sich bei der Schwiegermutter einen leidlich guten Abgang zu verschaffen und sagte ihr darum, ehe sie in die Reisekutsche stieg: „Ich hoffe, daß Sie mir auch in der Ferne die guten Gefühle bewahren, mit denen Sie mich bis jetzt ausgezeichnet haben," worauf Lätitia mit ungeschminkter Derbheit entgegnete: „Das kommt ganz darauf an, wie Sie sich in Zukunft benehmen."

Beim Sturze Napoleons zeigte Lätitia wieder deutlich, daß sie gar keine Kulturmutter war, die sich um so tiefer vor dem Sohn beugt, je höher er im Ansehen steht, je mehr seine Triumphe ihrer Eitelkeit Befriedigung gewähren. Mit dem Napoleon der Glanzzeit hat sich Lätitia nicht allzu gut verstanden, wie es denn überhaupt, wenn diese beiden Menschen zusammenlebten, nicht an kleinen Reibereien und größeren Meinungsverschiedenheiten zwischen ihnen fehlte. Das alte Sprichwort: „Zwei harte Steine mahlen nicht gut" hat sich auch bei ihnen oft genug bewährt; erst wenn sie getrennt waren, erkannte wieder jeder, wie sehr er am andern hing. Lätitias Instinkt der Naturmutter, des Weibes, das vor allem sein Junges schützen und wenn möglich auch bevormunden will, mußte sich naturgemäß trotz der leidenschaftlichen Bewunderung zuweilen

UNIV. OF CALIFORNIA

gegen einen Sohn auflehnen, der gewohnt war, eine Welt zu gebieten und von anderen Leuten nur Zustimmung hören wollte, keine Meinung. Frau Lätitia, die Naturmutter, hat denn auch dem Kaiser gegenüber des öfteren hübsch aufgetrumpft mit ihrer mütterlichen Selbständigkeit und Würde: „Und wenn du mein Sohn bist, so bin ich deine Mutter, und wenn du sagst: ‚Ich will‘, so sage ich darauf: ‚Ich will nicht!‘“

Das alles ändert sich aber in dem Augenblick, da der Kaiser von seinen Feinden überwältigt, entthront und nach Elba verbannt ist. Nun ist er nur noch ihr Kind, ihr geliebtes, unglückliches Kind, das ihrer Fürsorge, ihrer streichelnden Hand bedarf und das mit zärtlicher Ungeduld nach ihr ruft. Sie, die sich nie vom Kaiser hat einschüchtern lassen, die allezeit seinen kindlichen Respekt eingefordert hatte, sie hat jetzt keinen anderen Gedanken mehr, als sein Leid und Elba. „Und müßte ich als seine letzte Magd dort leben, ich kann ihn nicht allein lassen, ich muß zu ihm.“

Ostern 1814. Wie anders hatte Lätitia, die Kaiserin Mutter, sonst das Fest der Auferstehung gefeiert. Mit prunkvollen Hochämtern, nach denen für die kaiserliche Familie gebetet worden war, mit glänzenden Aufzügen und Festen war sonst in Paris die heilige Zeit begangen worden. Heute sitzt Madame Mère allein, ohne Gefolge und Hofdamen da, hält ängstlich ihren Reisepaß in der Hand und erwartet ihren Bruder, den Kardinal Fesch, der sich mit ihr zunächst nach Rom begeben will. Von dort aus will sie sich dann nach Elba einschiffen. Lätitia heißt in ihrem Paß noch immer:

„Madame Mère de l'empereur et roi", wie denn auch im Pariser Vertrag von 1814 die ganze Familie Bonaparte all ihre Titel behielt und jeder einzelne eine sehr anständige Jahresrente zugesichert bekam, die nur eine kleine Schattenseite besaß: sie wurde nämlich nie ausgezahlt. Lätitias düstere Ahnungen lassen aber auch jetzt noch nicht von ihr ab. Als wäre die arme Seele noch nicht genug belastet, als wüßte sie, daß sie eben erst anfing, ihren Weg nach Golgatha zu gehen, murmelte die alte Frau trübselig vor sich hin: „Ce n'est pas encore fini."

Auf Elba in Porto Ferrajo führte Lätitia das Leben, das ihr eigentlich zusagte, jedenfalls ungleich besser zusagte, als alle Pracht des Kaiserhofes in Paris. Napoleon schaltete hier ja als Souverän, und wer vergessen konnte, daß er einst von einem Weltreich geträumt, daß er Fürsten und Völker in den Staub getreten, Dynastien verjagt und geschaffen hatte, der konnte sich's wohl gefallen lassen auf der heiteren, kleinen Insel mit ihrem angenehmen Klima und dem Metallreichtum ihrer Berge. Wer vergessen konnte ...

Lätitia bewohnte einen hübschen Palast, hatte kein großes Gefolge, nur etliche anhängliche Vertraute von früheren Tagen her. Sie lebte behaglich und vornehm, wie es einer alten Edelfrau zukommt. Sie ging fleißig in die Messe, schenkte den Armen, machte mit dem Sohn kleine Spaziergänge oder saß in ihrem Salon und fertigte Handarbeiten. Auf ihrem Arbeitstischchen standen die Bilder all ihrer Kinder; während sie stickte, hob sie wohl die Augen, sah dies oder jenes an, und sann der Lust

und dem Leid nach, die jedes von ihnen schon über die Mutter gebracht hatte. Auch eine bescheidene Geselligkeit gab es bei Frau Lätitia, kleine Theateraufführungen und Feste, wie sie Napoleon liebte. In Paris hatte sie sich von allen derartigen Veranstaltungen so viel wie möglich fern gehalten; hier in Elba, wo der einfachere Maßstab der Dinge sie nicht erdrückte, lebte sie gern gesellig, weil es dem Sohn gefiel. Noch eine andere Freude erwartete Lätitia in Porto Ferrajo: die Fürstin Borghese, Paulinchen, die nur im Glück unerträglich war, aber tapfer und treu in jeder Stunde der Not, Paulinchen ist unmittelbar nach Napoleon auf Elba eingetroffen. Den jungen Körper schon von heimtückischer Krankheit angefressen, das Herz voll mutiger Entschlüsse und den Kopf voll alberner Gedanken, kommt sie an, um den Bruder, an dem sie stets leidenschaftlich gehangen, nicht allein zu lassen, um ihm die Trübsal seiner Tage zu verkürzen, ihn zu erheitern. Lätitia, die für dies schöne, seltsam widerspruchsvolle Kind stets eine Vorliebe gehabt hatte, war aufrichtig froh, Pauline wieder einmal losgelöst vom verwirrenden Hoftreiben lange und intim bei sich zu haben. Kleine Familienszenen und Verdrießlichkeiten fehlten natürlich auch auf Elba nicht. Bald war Napoleon in verzeihlicher Reizbarkeit rücksichtslos gegen die Mutter, bald mußte man sich über Paulinchen ärgern, die mit den Offizieren der englischen Kreuzer flirtete, als wären Frankreich und England die besten Freunde. Wie in früheren Tagen rief Napoleon in solchen Fällen Madame Mère zu Hilfe, die dann die kokette, taktlose Tochter gehörig ausschalt und jedesmal wieder zur Raison brachte.

Ohne heftige Wellenſchläge, freundlich, von kleinen Alltagsſorgen kaum umdüſtert, floß das Leben der Bonapartes auf Elba dahin, wie das Leben von Duodez-Fürſten. Kein beſſeres war zu wünſchen, für einen, der vergeſſen konnte ...

Lätitia hatte Glück und Glanz willig vergeſſen, nicht aber ihre Ängſte. Sie wußt wohl, daß die Welt noch nicht fertig war mit Napoleon, daß man ihn noch immer fürchtete, ſo klein die Scholle auch war, auf der er jetzt ſaß. Gerüchte liefen um, daß man ihn nicht auf Elba laſſen, ſondern auf eine weit entfernte Inſel bringen werde. Die Mutter fürchtete vor allem, daß man ihm mit Gewalt ans Leben wollte, mit Gift oder einem heimlichen Dolchſtoß. Hatten ſich in Paris und Wien Attentäter an ihn herandrängen können, um wie viel leichter hier und jetzt, wo der Mörder nicht mehr vor der Wut eines ganzen Volkes zu zittern brauchte. Doch wenn ſie den Sohn anſah, dann mochte ſie ſich vielleicht fragen, ob für ihn der Tod wirklich das Schlimmſte ſei, ob dieſer Rieſengeiſt nicht ſchmerzlicher unter der Rolle des Duodez-Fürſten litt, als er in einem jähen Sterben leiden konnte ... Sie, die die Pſychologie Napoleons ſeit ſeinen Jugendtagen genau kannte, ſie ſpürte wohl tief im Inneren, daß auch er mit der Welt noch nicht fertig war; ſie verſtand mit ahnendem Herzen, daß dieſer glühende Vierziger noch nicht reſigniert haben konnte.

Bald ſollte ſie erfahren, daß ihre Ahnungen ſie nicht betrogen hatten. An einem Februarabend hatte Napoleon, der aufgeräumter ſchien als ſonſt, ſie und Pauline zu einer Partie Bezigue eingeladen. Als das Kartenſpiel zu Ende war und Pauline ſich

zurückgezogen hatte, ging Napoleon, augenſcheinlich ſehr erregt, im Park hin und her, ſo daß Lätitia, die ihn beobachtete, zu ihm trat und ihn fragte, was ſei. „Ich reiſe noch heute nacht.“ — „Wohin?“ — „Nach Paris. Aber ich will deine Meinung darüber hören.“ Lätitia meint zu fühlen, daß der Boden unter ihr ſchwankt. Von neuem will ſich der Sohn all den Gefahren entgegenſtürzen, die ſeiner Mutter ſeit zwanzig Jahren kaum eine ruhige Minute gelaſſen haben. Aufs neue will er aus der Ruhe eines beſchaulichen Daſeins heraus den Rieſenkampf mit dem Schickſal aufnehmen. Der mütterliche Egoismus mochte in ihr wohl einen Augenblick aufſchreien: ‚Bleib! Geh nicht von uns! Erhalte dich für uns, für mich!‘ Sie hörte aber nicht auf die Stimme dieſes Egoismus. Sie wurde ſehr blaß und ſagte nur: „Einen Augenblick ... einen Augenblick noch laß mich denken, daß ich deine Mutter bin.“ In dieſem Augenblick nimmt ſie ihr tapferes altes Herz ſo feſt zwiſchen beide Hände, daß es nicht mehr ſchreien kann.

„Reiſe, mein Sohn, gehorche deinem Schickſal und reiſe. Vielleicht wirſt du ſcheitern, vielleicht fallen, aber du kannſt nicht hier bleiben, das ſehe ich wohl ein. Hoffen wir, daß Gott, der dich in ſo vielen Schlachten beſchützt hat, noch einmal mit dir ſein wird.“ Napoleon reiſte nicht in derſelben Nacht ab. An dem Abend, der der Flucht voranging, gab er noch einen großen Ball, zu dem Paulinchen, die ja von nichts wußte, auch ihren Freund Campbell von der engliſchen Flotte einlud, eine Einladung, die den ganzen Plan der Flucht aufs Spiel ſetzen mußte, wenn Campbell, der wahrſcheinlich im Ein-

verſtändnis mit Napoleon war, nicht dankend abgelehnt hätte. Lätitia hatte da wieder einmal Gelegenheit, ihre Selbſtbeherrſchung zu zeigen. Scheinbar unbefangen und heiter machte ſie mit dem Kaiſer die Honneurs dieſes Feſtes, indes ſie wußte, daß er wenige Stunden ſpäter ſeinem Schickſal entgegenfuhr. Am nächſten Morgen, als die Flucht bekannt wurde, erwies ſie ſich dann erſt recht als beherrſchte, verſchmitzte Welſche. Denn als Campbell, wenigſtens ſcheinbar, in großer Beſtürzung vor ſie hintrat und ſie mit Fragen beſtürmte, als ſie auch von anderen, die Näheres von ihr erfahren wollten, umlagert und ausgeforſcht wurde, da erklärte ſie mit ruhigem Lächeln, daß niemand von der Flucht überraſchter geweſen ſein könnte, als ſie ſelbſt. Wohin der Kaiſer gefahren ſei? Was er plane? Sie zuckte die Achſeln. Sie wiſſe nicht mehr davon als irgendeiner der Frageſteller. Weiter war nichts aus ihr herauszubekommen.

Pauline iſt abgereiſt, Lätitia allein auf Elba geblieben, wo ſie voll Hoffnung und Freude die günſtigen Nachrichten über die Reiſe, das Vordringen Napoleons, empfängt. Seltſam! Jetzt, wo ſie dicht vor der letzten, vernichtenden Kataſtrophe ſteht, jetzt ſcheint die Gabe des zweiten Geſichtes und ihr ewiger Peſſimismus von ihr gewichen zu ſein. In den Briefen an ihre anderen Kinder findet ſie Ausdrücke des Glückes, wie kaum je zuvor, und ſie träumt ſchon von einer Reiſe nach Rom, wo ſie ſich mit Louis, Lucian, ihrem Bruder Feſch und vielleicht noch anderen Mitgliedern der Familie treffen will. Nach Paris wird ſie erſt zurückkehren, wenn alles wieder iſt, wie es war, wenn Napoleon wieder unumſchränkter Herr in Frankreich ſein wird.

Hundert Tage ſtolzen Glückes ſind ihr dann noch beſchieden, bis der Tag von Waterloo allem ein Ende macht.

Seit vier Tagen hat ſich Napoleon in jener ſeltſamen Untätigkeit, die ihn zuweilen nach großen Ereigniſſen überfiel, nach Malmaiſon zurückgezogen. Jede Stunde iſt koſtbar, jede, die verrinnt, mindert ihm die Möglichkeit, in das neue Land zu gelangen, auf das er jetzt hofft. Er aber irrt in ſchwermütige Träumerei verſunken in den dunklen Laubgängen des Parkes umher und ſucht auf dem weißen Kies der Wege die Fußſpuren ſeines entſchwundenen Glücks.

Wie iſt alles anders geworden, ſeit er hier als verliebter, junger Ehemann mit ſeiner erſten Frau geſcherzt und geſcholten hatte. Joſefine iſt tot, geſtorben an einer Erkältung, die ſich die charaktervolle Dame bei den Feſten der ſiegreichen Verbündeten geholt hat. Napoleon, heute noch ebenſo verblendet über ſie, wie einſt, weint der „guten Joſefine“ nach und glaubt immer noch, daß ſie ihn aufrichtig geliebt habe.

Aber er gibt ſich nicht nur melancholiſchen Erinnerungen hin, ſondern weiß auch ſchon ſeinen Weg in die Zukunft. Das alte Traumland der Bonapartes ſteigt wieder vor ihm auf: Amerika. Alle wollen ſie nach Amerika, denn in der Stunde der höchſten Not haben ſie ſich wieder um Napoleon geſchart wie *ein* Mann. Lucian iſt zu ihm aus England zurückgekommen, der luſtige Draufgänger Jérôme hat alles wieder gut gemacht, was er je in Rußland verbrochen, er hat auf dem letzten Schlachtfelde gekämpft wie ein junger Held ... Die

Bonapartes ſind vom Schickſal geſchlagen, aber nicht vernichtet. Sie ſtehen ja alleſamt noch auf der Höhe ihres Lebens und ſind noch voll Hoffnung, voll Mut. Sie werden Europa den Rücken kehren, werden wieder, wie in Ajaccio, zuſammenleben, um ihr Daſein kämpfen und glücklich ſein. Alle, auch Napoleon, ſind voll Zuverſicht. Die Abenteurerluſt wird wieder wach in all dieſen ſtarken Menſchen. Nur die Mutter iſt wohl ſchon zu betagt, zu ſtumpf, um an das neue Glück zu glauben, obgleich ſelbſtverſtändlich auch ſie das Los der Ihrigen teilen und auswandern wird ... Jetzt iſt ſie in Malmaiſon, wo Napoleon immer noch Joſefinen gehört, die ebenſo untreu war, wie die Mutter treu iſt. Lätitia hätte es in dieſer Zeit keinen Augenblick fern vom Sohne ausgehalten. Wie in Elba zitterte ſie auch hier Tag und Nacht für ſein Leben. Darum eben war ſie gekommen und blieb bei ihm bis zu der letzten Stunde, die er bei den Seinen verbringen ſollte. Als die anderen Familienmitglieder ſich ſchon in tiefer Erſchütterung von Napoleon verabſchiedet hatten, trat er zu der Mutter, der zwei große Tränen über das blaſſe, gefurchtete Antlitz rannen:

„Leb' wohl, Mutter."

„Leb' wohl, mein Kind."

Nichts weiter, keine pathetiſche oder aufregende Szene, nur eine lange Umarmung. Dann geht Napoleon den ſchmalen, mit Lorbeerbüſchen beſtandenen Parkpfad entlang, der heute noch „le chemin de l'exil" heißt und nach der Straße führt. Geht, auf Nimmerwiederſehen — —

So unſäglich reich an Leid dieſer Tag auch ge-

weſen, ſo hat er dennoch einen Schimmer von Barmherzigkeit für die alte Frau gehabt, der das Schickſal ſonſt nichts erſparte. Sie hat nicht gewußt, was dem Sohne bevorſtand und daß ſie ihn zum letztenmal geküßt hatte. Wußte nicht, daß während der vier in Malmaiſon vertrödelten Tage die Engländer Rochefort, von wo aus Napoleon ſich nach Amerika einſchiffen wollte, beſetzt hatten, und ihn als Gefangenen nach St. Helena führten. Einen Augenblick ſchien es dann, als ſollte Lätitia körperlich zuſammenbrechen unter all den Erlebniſſen der letzten Jahre. Ihre Geſundheit war ſeit langem ſchon erſchüttert, jetzt lag ſie krank, aber nur für einige Tage. Zum Krankſein war keine Zeit. Sie mußte ja fort aus Paris, aus Frankreich, in dem aufs neue der Bourbone herrſchte. Die Tage von Elba ſcheinen zurückgekehrt, nur noch härter, demütigender für Lätitia, die jetzt nicht mehr die Mutter eines Souveräns, ſondern die eines Uſurpators iſt. Wieder gibt es eine jähe Abreiſe, die einer Flucht verzweifelt ähnlich ſieht, wieder iſt ihr Reiſe- und Leidensgefährte der treue Bruder Feſch, der ſie nach Rom bringen wird, wo ihr der Papſt ſchon gaſtfreundlich eine Heimat angeboten hat.

Lätitia war ja nie eitel und hatte es kaum geachtet, wenn ihre Karoſſe ehedem unter Hochrufen und Ehrfurchtsbezeugungen dahinfuhr. Nun aber mag ſie doch nach ihrer Gewohnheit die Lippen feſt zuſammengepreßt und die Augen groß aufgeriſſen haben, wenn ſie merkte, daß ihre Kutſche da und dort mit Schmähruſen empfangen wurde oder Zuſammenrottungen drohenden Straßenpöbels veranlaßte. Allerdings fehlte es auch nicht an ſym-

pathiſchen Kundgebungen, an Menſchen, die Ehrfurcht hatten vor der alten Frau und ihrem großen Menſchenleid. In Rom winkte dann Ruhe nach all den Stürmen. Der Papſt empfing Lätitia wie eine alte Freundin. Sie bewohnte mit ihrem Bruder zuſammen den Palaſt Falconieri an der Ecke des Korſo und der Piazza di Venezia; oben im ludoviſiſchen Viertel hat ihre Lieblingstochter Pauline ihren Wohnſitz im weltberühmten Palazzo Borgheſe mit ſeinem herrlichen Garten, in dem auch an Sommertagen die Luft kühl und geſund weht, als gäbe es in Rom keine Gluthitze und Malaria ...

So hatte Lätitia zwei Menſchen um ſich, an denen ihr Herz hängt, aber wie wenig bedeutet ſchließlich deren Gegenwart, wenn die Mutter das Los ihrer anderen Kinder bedenkt. Joſef hat ſich wirklich nach Amerika eingeſchifft, die anderen ziehen zunächſt heimatlos in Öſterreich, Italien und der Schweiz umher. Napoleon aber iſt auf St. Helena feſtgeſchmiedet in einem mörderiſchen Klima, den Brutalitäten eines rohen engliſchen Gouverneurs preisgegeben ...

Und noch immer iſt das Maß der Leiden nicht voll. Zu allen Schwertern, die ſie im Herzen trägt, muß ſie auch noch Schande erleben, ſie, die Schande ſtets als das Schrecklichſte auf der Welt geachtet hat. Ihr Schwiegerſohn Murat, der ſchon 1813 mit den Öſterreichern Freundſchaft geſchloſſen, dann, nach Napoleons Rückkehr von Elba, wieder eine Annäherung an den kaiſerlichen Schwager verſucht hatte und nun ſein, ihm von den Öſterreichern entriſſenes Königreich zurückerobern wollte, Murat

wird jetzt von den Österreichern gefangen genommen und wenige Tage nach Napolons Landung auf Helena erschossen. Erschossen wie ein Verräter, der er ja auch wirklich war. Sein Verlust hat Lätitia gewiß nicht sonderlich geschmerzt. Sie schreibt darüber ganz kühl an eines der fernen Kinder, ohne jeden Gefühlskommentar: „Das traurige Ende Murats wirst Du ja erfahren haben." Für sie waren Murat und seine Frau an dem Tag erledigt, wo sie von Napoleon abfielen, denn Lätitia, die einen so feinen Spürsinn für wirklichen Frauenwert besaß und einen so fanatischen Familiensinn, Lätitia wußte sehr wohl, daß hinter dem klugen, tapferen, aber in Weiberhänden ganz schwachen Murat die ränkesüchtige Karoline stand. Vergeblich versuchte die Tochter, sich bei der Mutter zu rechtfertigen, alle Schuld auf ihren Mann abzuwälzen. Lätitia erklärte kurz und bündig: „Wenn er gegen uns war, dann hättest du nicht mit ihm sein dürfen." Und als Murat, der die fürstlichen Gesten liebte, ihr nach der Ankunft in Rom acht prächtige Hengste aus seinem Marstall zuführen lassen wollte, wies die alte Dame sie mit den Worten zurück: „Mit Verrätern habe ich keine Gemeinschaft."

So viel Leid und Schande obendrein hätten eine andere Frau, die sich den Siebzigern nähert, wahrscheinlich niedergeworfen, hätten ihr nur noch Kraft zum Jammern und Verzweifeln gelassen. Sie aber, das Genie des Unglücks, ist jetzt, wenn man den Ausdruck brauchen darf, eigentlich in ihrem Element, und wie für sie gedichtet, scheinen die prächtigen Verse der Paoli:

Doch mitten in den wütendſten Orkanen
erhob ich mich
Und ſchritt dahin auf meinen dunklen Bahnen —
ſo ſtark war ich.

Lätitia hat im Glück nie aufgehört zu fürchten, aber ſie hat auch im Unglück nie aufgehört zu hoffen. Kaum iſt ſie in Rom ein wenig eingerichtet, kaum hat ſie ſich körperlich ein wenig erholt, ſo richtet ſie mit der ihr eigenen Ausſchließlichkeit all ihre Gedanken auf ihr unglücklichſtes Kind, auf Napoleon. Sein Los zu erleichtern und zu teilen, iſt jetzt ihre ganze Sehnſucht. Für ihn vergißt ſie, wie ſehr ſie am Gelde hängt, und bietet ihm rückhaltlos bis auf den letzten Heller alles an, was ſie beſitzt. Als ihre Umgebung ſie darauf aufmerkſam macht, daß ſie ſelber ja dann der Armut preisgegeben ſei, erwidert ſie mit bitterer Leidenſchaft: „Dann nehme ich einen Stecken in die Hand und bettle vor den Türen: Schenkt mir was, ich bin die Mutter Napoleons.“ Napoleon hat ihr Anerbieten natürlich nie angenommen. Lätitia blieb in ihrem behaglichen Überfluß in Rom, unabläſſig bemüht, Nachrichten von dem Sohn zu erhalten und — vor allem — die Erlaubnis, in St. Helena zu wohnen, oder wenigſtens ihm ein letztes Lebewohl ſagen dürfen, ſich durch Augenſchein zu vergewiſſern, wie er untergebracht war.

Vielleicht hat Lätitia in jenen Tagen manchmal an ihren erſten römiſchen Aufenthalt gedacht, da ſie um Lucians willen voll Groll hier ſaß und meinte, es könnte keine grauſamere Trennung geben, als die zwiſchen ihren Söhnen. Nun trennte kein Familienzwiſt mehr die Mutter von dem Sohne,

aber zwiſchen ihnen ſtand der Wille mächtiger Fürſten, breitete ſich die Unendlichkeit des Ozeans.

Ein einziger kleiner Troſt mochte für die Mutter ſein, daß der Sohn nicht allein, ſondern inmitten einer Schar von Getreuen weilte, der Zahl nach ein Häuflein, an Treue und Liebe eine Armee. Nur durch dieſe Getreuen und die Schleichwege, die ſie fanden, war es der Familie möglich, von Zeit zu Zeit Nachrichten von St. Helena zu empfangen oder nach dorthin gelangen zu laſſen. Offiziell iſt es Napoleon natürlich erlaubt, mit den Seinen zu korreſpondieren, aber alle Briefe, die abgehen und eintreffen, werden aufgebrochen, ſo daß von wirklichen Herzensmitteilungen keine Rede ſein kann.

Lätitia aber hört nicht auf, an beſſere Tage zu glauben. Nie verliert ſie den Kopf, immer iſt ſie beſonnen, paßt ſich, wo ſie muß, den Verhältniſſen an, empfindet es voll Dankbarkeit, daß Freunde, ſogar Engländer, die Behandlung, die Napoleon widerfährt, empörend nennen und läßt nicht ab, an einen Tag des Wiederſehens zu glauben. Sie, die eigentlich ſo wenig federgewandt iſt, hat ſchnell gelernt, wie die Briefe, die durch das engliſche Miniſterium gehen, ſtiliſiert ſein müſſen. Sie mahnt Jérôme, der dieſe Technik offenbar nicht gleich beherrſcht: „Du mußt ſo ſchreiben, als ob du für die Zeitung ſchriebſt,“ und ſie ſelbſt vermeidet in ihren Briefen an Napoleon jeden Ausdruck, der verletzen oder falſch gedeutet werden könnte, wenn auch ihre Liebe und ihre Zuverſicht zwiſchen den Zeilen hervorlugen: „Obgleich der Graf las Caſas uns verſprochen hat, daß er Dir öfters über uns berichten will, ſo will ich doch nicht verſäumen, es

ſelbſt zu tun in dieſem Augenblick, da wir günſtigere Berichte über Deine Geſundheit erhalten. Ich kann Dir nicht verſchweigen, daß ich nach Monaten von Ängſten und Qualen neu auflebe. Glaube nur, daß meine Meinung ſich nie ändert, daß meine Kraft und mein Mut mich auf den hoffen laſſen, der ſie mir gab und der mich nicht ſterben laſſen wird, ohne daß ich Dich noch einmal umarmt habe."

Und der Kardinal Feſch ſchreibt an Madame Bertrand im Auftrag der Mutter: „Ich bitte Sie, geben Sie uns Nachrichten vom Kaiſer. Jeden Augenblick ſind wir im Geiſt bei ihm. Unſere Tage ſind von ihm erfüllt. Wir ſind voll Hoffnung ihn wiederzuſehen und vertrauen auf den, der immerdar ſeine Waffe und ſein Schild geweſen iſt."

Wieder, wie damals, als ſie nach Elba wollte, tönt Lätitias leidenſchaftliches Begehr: „Wenn's nicht anders ſein kann, ſoll man mich als ſeine Magd zu ihm laſſen; eine Magd muß er doch haben, und ich kann mich in alles fügen, wenn ich nur bei ihm bin." Immer wieder bietet ſie ihm ihr Hab und Gut an, horcht auf jedes Wort, auf jede kleine Notiz, die von einer Linderung ſeines harten Loſes Kunde geben könnte. Als all ihre Bemühungen, nach St. Helena zu gelangen oder wenigſtens dem Sohn Erleichterung zu verſchaffen, vergeblich ſind, richtete ſie an jeden der drei verbündeten Souveräne, an die Kaiſer von Öſterreich und Rußland und an den König von Preußen, die damals auf dem Aachner Kongreß vereinigt waren, folgenden Brief:

Rom, 19. Auguſt 1818.

Eine über alle Maßen bekümmerte Mutter hat ſeit langem gehofft, daß die Zuſammenkunft Eurer Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtäten ihr das Glück wiedergeben ſollte. Es iſt unmöglich, daß die lange Gefangenſchaft des Kaiſers Napoleon nicht von Ihnen erörtert werde, und daß Ihre Macht, Ihre Seelengröße und die Erinnerung an vergangene Zeiten Ihre Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtäten nicht dazu bewegen könnten, die Befreiung eines Fürſten zu erwägen, der an Ihren Intereſſen, ja ſogar an Ihrer Freundſchaft einſt ſoviel Anteil hatte. Wollen Sie in einem qualvollen Exil einen Fürſten zugrunde gehen laſſen, der, auf die Großmut ſeines Feindes vertrauend, ſich ihm in die Arme warf? Mein Sohn hätte bei ſeinem kaiſerlichen Schwiegervater eine Zuflucht ſuchen können. Er hätte dem großen Charakter des Kaiſers Alexander vertrauen können, er hätte zu der Majeſtät von Preußen flüchten können, die, wenn er ſie anrief, ſich gewiß nur des einſtigen Bündniſſes erinnert hätte. Kann England ihn um des Vertrauens willen ſtrafen, das er ihm bezeugt hat? Der Kaiſer Napoleon iſt nicht mehr zu fürchten, er iſt krank. Wäre er aber auch geſund, beſäße er auch noch die Mittel, die ihm die Vorſehung einſt in die Hände gab, ſo würde er doch den Bürgerkrieg verabſcheuen. Sire, ich bin Mutter, und das Leben meines Sohnes iſt mir teurer als mein eigenes. Verzeihen Sie meinem Schmerz, daß ich mir die Freiheit nehme, an Ihre Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtäten dieſen Brief zu richten. Laſſen

Sie eine Mutter nicht vergebens bitten, die ſich auflehnt gegen allzulange währende Grauſamkeiten, deren Opfer ihr Sohn iſt. Im Namen deſſen, der die Liebe iſt und dem Ihre Kaiſerlichen und Königlichen Majeſtäten gleichen ſollen, erwägen Sie, wie die Qualen meines Sohnes enden könnten; faſſen Sie den Gedanken, ihm die Freiheit wiederzugeben. Das erflehe ich von Gott, das erflehe ich von Ihnen, die Sie ſeine Stellvertreter auf Erden ſind. Auch die Staatsräſon hat ihre Grenzen, und die Nachwelt, die das Andenken alles Großen bewahrt, ſchätzt vor allem die Großmut des Siegers.

Ich bin mit Ehrerbietung, Sire, uſw.

Madame Mère.

Dieſer ergreifende Brief wurde von keinem der drei Souveräne einer Antwort gewürdigt. Weder die Mutter, noch die Schweſtern Eliſa und Pauline, die immer wieder baten, zu Napoleon zu dürfen, erhielten je die Erlaubnis, St. Helena zu betreten oder dem Kranken weſentliche Linderungen ſeines Schickſals gewähren zu dürfen. Denn Napoleon war damals ſchon ſehr krank, und die Ängſte der Mutter ſteigerten ſich mit jedem neuen Tag, der ihn immer noch auf dem mörderiſchen Boden von St. Helena ſah.

Ein Martyrium, wie es ſchwerer kaum eine Mutter je getragen, hat Lätitia in den ſechs Jahren von der Abreiſe von Malmaiſon bis zum 5. Mai 1821 erlitten. Sie war nicht nur getrennt von dem Verbannten, ſie wußte auch, daß man ihn mit Vorbedacht langſam hinmordete, ohne äußere Gewalttat, einfach dem Klima die Henkerarbeit überlaſſend, für die man aus guten Gründen keine

bezahlten Hände dingen wollte. O'Meara, der treu ergebene Arzt Napoleons im Exil, gibt im Oktober 1818, also ein Vierteljahr nach dem Brief von Madame Mère an die Souveräne, folgendes Gutachten ab:

„Ich habe die Überzeugung, daß das Leben Napoleon Bonapartes gefährdet ist, wenn er länger in dem Klima von St. Helena bleibt, hauptsächlich, wenn die Gefahren dieses Aufenthaltes noch erhöht werden durch fortgesetzte Widerwärtigkeiten und Übergriffe, denen er bis zu diesem Augenblick ausgesetzt war, und für die er durch den Charakter seiner Krankheit besonders empfindlich ist."

Jede Mutter, deren Sohn aus irgendwelchen Rücksichten in verhängnisvollen Klimaten aushalten muß, darf sich wenigstens freuen, wenn er einen geschickten und liebevollen Arzt gefunden hat. Der Mutter Napoleons wird auch dieser geringe Trost mit Vorbedacht verweigert. Der Doktor O'Meara wird von St. Helena entfernt unter irgendeinem Vorwand, in Wahrheit, weil er dem Kränkelnden zuviel Sorgfalt bewiesen hat.

Das Schweigen der Souveräne, die Entfernung des Arztes rufen in der alten Frau, die sonst so gefaßt ist, eine wilde Verzweiflung hervor, und sie schreit auf:

„O, ich wußte es ja, ich wußte es ja längst, daß sie mir ihn töten würden."

Ein Augenblick der Verzweiflung, der vorübergeht. Schnell besinnt sich Lätitia auf sich selbst, auf ihre große Pflicht. Sie darf ja noch nicht das beschauliche Leben anderer Frauen ihres Standes und ihrer Jahre führen — solange der kranke

Sohn auf der fernen Insel noch atmet, muß sie für ihn sorgen, muß sie all ihre Kräfte zusammenhalten, um für ihn zu wirken, im kleinen und im großen, wie die Stunde und die Verhältnisse es eben fordern. Hoffen muß sie und glauben mit jenem Glauben, der Berge versetzt; wenn sie aufhörte, an ein Wiedersehen auf Erden mit dem Sohn zu glauben, wie sollte sie die Qualen eines Daseins ertragen, das ihr Kind der Verbannung, der Not preisgibt, indessen sie, die Mutter, im Schoß der Familie und im Überfluß sitzt!

Die Familie Bonaparte hatte sich allmählich wieder um Lätitia kristallisiert. Wenn sie auch nicht alle in der „ewigen Stadt" lebten, so blieben sie doch im Lauf der Jahre nicht mehr gar so wirr in alle Länder versprengt, so daß die Mutter immer hoffen konnte, jeden einzelnen von ihnen in Zeiträumen wiederzusehen. Josef freilich war in Amerika und jammerte nach seiner Frau, die ihrer schlechten Gesundheit wegen einstweilen in Frankfurt zurückgeblieben war. Aber außer Pauline besaßen jetzt auch Louis (der sich inzwischen von Hortense getrennt hatte) und Lucian, den der Papst zum Fürsten von Canino gemacht hatte, ihre Paläste in Rom; und Jérôme, der jetzt noch als Herzog von Montfort bei dem Schwiegervater in Württemberg lebte, dachte später ebenfalls nach Rom zu übersiedeln. So wäre es nach all den Mühsalen und Schicksalsschlägen ihrer früheren Existenz für Lätitia eigentlich ein milder Lebensabend geworden — wenn nicht St. Helena gewesen wäre, St. Helena, um das unablässig ihre Gedanken kreisten, wie die Raben um den Kyffhäuser.

Von ihren ewigen Sorgen, Bemühungen und Hoffnungen gibt nachstehender Brief an Josef ein beredtes Zeugnis: „Du irrst, wenn Du glaubst, daß ich meinem Bruder zuliebe in Rom bleibe, aber wie sollte ich in meinen Jahren, mit meiner Kränklichkeit, eine so weite und beschwerliche Reise unternehmen, ohne dazu genötigt zu sein und ohne meiner Familie damit das geringste zu nützen. Bedenke außerdem auch noch meine Ängste und meine Hoffnungen und all die vielen Kümmernisse, die allmählich immer größeren Einfluß auf mein Wesen gewinnen. Nichts hier ist imstande, sie mir zu erleichtern, alles trägt vielmehr dazu bei, mir den Aufenthalt hier unangenehm zu machen. Glaube es nur, daß Du das beste Los von uns allen gezogen hast.

Las Casas hat Dir wohl schon geschrieben, daß ihm die Summe, die er von Dir erwartete, schon von anderer Seite her ersetzt worden ist, und daß also das Geld, das Du ihm geschickt hast, zu Deiner oder des Kaisers Verfügung steht. Jedes der Geschwister zahlt jährlich 15 000 Franken nach St. Helena. Ich selbst werde, wenn es nötig ist, 50 – 60 000 Franken jährlich bezahlen und werde dann mein eigenes Budget dementsprechend reduzieren.

Wir werden einen Arzt, einen Beichtvater und einen Koch hinschicken. Der letztere soll den Cipriani ersetzen, der im März an einer Unterleibsentzündung gestorben ist. Sie alle werden nach London fahren, sobald wir sie entsprechend ausgewählt haben.

Ich habe an die drei verbündeten Souveräne nach Aachen geschrieben um die Befreiung des

Kaiſers zu verlangen, Louis hat dasſelbe getan. Man ſchreibt aus Paris, es gälte dort als feſtſtehend, daß in Aachen beſchloſſen worden ſei, er ſolle von St. Helena nach einer Inſel des Mittelländiſchen Meeres, wahrſcheinlich nach Malta gebracht werden, aber das ſind Gerüchte, an die ich nicht zu glauben wage. Es wäre ja eine ſo große Wohltat für ihn, denn das Klima, in dem er jetzt lebt, iſt Gift für ihn. Ich hoffe, daß ſein Schickſal ſich beſſern wird. Man ſagt, daß auch in London die öffentliche Meinung ſich gegen die barbariſchen Maßregeln ausſpricht, die die Regierung gegen ihn ergriffen hat."

Bald gelingt es der Mutter und dem Kardinal Feſch, einen neuen Arzt, einen Korſen namens Antomarchi, zu finden, der nach St. Helena gehen wird, begleitet von dem früheren Beichtvater Lätitias und einem jüngeren Geiſtlichen ſowie einem Koch, den Pauline ausgewählt hat. Der Arzt wird der erſte Menſch ſein, der dem Verbannten direkte Nachricht von den Seinen gibt, ihm berichtet, wie die Mutter ausſieht, lebt und was ſie ihm an guten und ſehnſuchtsvollen Worten für den Sohn mitgegeben hat.

Das tägliche Leben Lätitias glitt ruhig und gleichmäßig dahin, ohne äußeren Prunk, aber immerhin mit einer fürſtlichen Lebenshaltung. Ihr Palaſt iſt mit einem für die römiſchen Begriffe jener Zeit großen Luxus eingerichtet. Es wird von Reiſenden beſonders bemerkt, daß überall Teppiche liegen und immer, ſolange es kalt iſt, ſtarke Kaminfeuer flackern, nicht nur die jämmerlichen italieniſchen Kohlenbecken. Zahlreiche Diener-

ſchaft iſt vorhanden, deren Livreen die Farben der napoleoniſchen Livree, grün-gold, zeigen. Lätitia hat, wenn auch nicht offizielle Hofdamen, ſo doch Geſellſchafterinnen und eine Sekretärin. Selbſtverſtändlich auch Pferde und Wagen, die auf Decken und Kutſchenſchlägen das kaiſerliche Wappen zeigen. Sie ſieht wenig Leute bei ſich, denn Geſelligkeit war ja nie ihre ſtarke Seite, aber ſie empfindet eine melancholiſche Freude, wenn Fremde die Mutter Napoleons aufſuchen. Sie kleidet ſich wieder ſo einfach wie ſie es getan, ehe der kaiſerliche Pomp ihr auch in dieſer Hinſicht Verpflichtungen auferlegte. Beſonderes Zeremoniell gibt es bei ihr nicht; ſchon in Paris, als eine ihrer Damen vorſchriftsmäßig ſich verbeugend rücklings zur Türe ſchritt und ſich bei dieſer Gelegenheit in ihre Schleppe verwickelte, hatte Lätitia ausgerufen: „Ach laſſen Sie doch dieſe Torheiten und geben Sie lieber acht, daß Sie nicht hinfallen.“ Hier in Rom, wo ſie wieder auf italieniſchem Boden und nicht mehr repräſentierende Kaiſerin Mutter iſt, hier kommt ſie gerne wieder zu all den Gewohnheiten ihrer Jugend zurück, die ſich in Paris nicht geſchickt hätten. Im Hauſe trägt ſie jetzt wohl nach Art der Kleinbürgerinnen eine weite Schürze, und dem bunten Wollknäuel für ihre Stickereien geſellt ſich jetzt auch wieder der Spinnrocken. Auch gerechnet und geſpart wird wieder, wie in alten Tagen. Sie erkundigt ſich genau, was Reiſende für ihren Aufenthalt bezahlen, was winzige Glasperlen, aus denen man Börſen und Taſchen häkelt, koſten, und ſie empfindet jedesmal ein kleines Triumphgefühl, wenn man ſie nicht übervorteilen kann, oder wenn ſie

Anderen darlegt, daß sie übervorteilt worden sind. Wie allen Geizigen hat man auch ihr ein ungeheures Vermögen angedichtet, hat nie bedacht, wieviel sie von ihren Ersparnissen ihren Kindern opferte. Ihr Einkommen belief sich zur Zeit ihres römischen Aufenthaltes auf etwa 80 – 100 000 Franken, die sie, wie aus dem Brief an Josef ersichtlich ist, zum weitaus größten Teil dem gefangenen Kaiser zur Verfügung stellen wollte, nachdem, ihrem Aufruf folgend, sämtliche Geschwister sich ihm bereits zur Zahlung einer anständigen Jahresrente verpflichtet hatten. Lätitia, die inzwischen fast 70 Jahre alt geworden, schien seltsamerweise den französischen und den österreichischen Behörden immer noch gefährlich, immer noch verdächtig. Sie glaubten allen Ernstes, daß diese Greisin von Staatsumwälzungen und Putschen träumte. Sie vermuteten beständig, daß sie die ungezählten Millionen, die man ihr andichtete, dazu benutzen wollte, Napoleon von St. Helena wieder nach Frankreich zurückzurufen. Die alte Dame war daher vielfachen direkten und indirekten Belästigungen seitens aller möglichen Spitzel ausgesetzt, Belästigungen, die sich besonders bei der Korrespondenz mit ihren Kindern fühlbar machten. Nie wußte sie sicher, ob ein Brief auch wirklich befördert und nicht am Ende aufgefangen wurde. Auch war der Papst verpflichtet, Sorge zu tragen, daß die in seinem Lande lebenden Bonapartes den Kirchenstaat nicht verließen. Larrey berichtet über diese ständigen Verdächtigungen eine interessante, wenig bekannte Begebenheit, die Lätitia selbst ihrer Schwiegertochter Hortense erzählt hat:

„Im Jahre 1820, als eine bonapartistische Verschwörung in Paris aufgedeckt worden war, als Spanien Ferdinand VII. zwang, die Verfassung der Cortes zu beschwören, als Neapel sich erhob, als ganz Italien mit Carbonaris überschwemmt war, wurde die bourbonische Regierung in großen Schrecken versetzt. Durch falsche Vorstellungen getäuscht, unternahm die Regierung beim Papst Schritte gegen Frau Lätitia, die in Rom lebte; sie besoldete, behauptete man, Agenten in Korsika, um einen Aufstand zugunsten Napoleons zu entfachen; man versicherte, daß sich die Fäden solcher Verschwörungen bis ins Innere Frankreichs erstreckten, um Parteigänger für Napoleon zu gewinnen. Man behauptete ferner, die königliche Regierung sei in diesem Punkt ganz genau unterrichtet und wisse sogar, wie viele Millionen Lätitia für diesen Zweck geopfert habe. Eine schwere Anklage in diesem Sinn wurde von Monsieur de Blacas, dem Gesandten der allerchristlichsten Majestät, beim päpstlichen Stuhl erhoben. So peinlich dem Papst die ganze Angelegenheit war, sah er sich doch genötigt, seinen Staatssekretär zu Frau Lätitia zu schicken, um Erhebungen über diese Angelegenheit anzustellen. Seine Eminenz, der Kardinal-Staatssekretär, begab sich also zu Madame und legte ausführlich die Gründe seines Besuches vor. Nachdem er ihr sein Bedauern über sein für beide so peinliches Erscheinen ausgedrückt hatte, teilte er ihr die Beschuldigungen mit, welche die französische Regierung gegen sie erhoben hatte.

Lätitia, die ihn mit keinem Wort unterbrochen hatte, entgegnete, als er zu Ende war, gelassen und voll Würde: „Eminenz, ich besitze keine Millionen,

aber ſagen Sie dem Papſt, damit er es an König Louis XVIII. weiter gebe, daß ich, wenn ich die Reichtümer beſäße, die man mir gütigerweiſe nachſagt, ſie ſicher nicht zur Entfachung korſiſcher Aufſtände verwenden würde, um noch Parteigänger für meinen Sohn zu werben, denn er hat ihrer genug. Wäre ich ſo reich, ſo rüſtete ich eine Flotte aus, die nur die eine Aufgabe hätte, den Kaiſer von St. Helena zu entführen, wo ihn der abſcheulichſte Verrat feſthält. Hierauf grüßte ſie den Kardinal und ließ ihn ſtehen."

Es hätte wirklich nicht ſolch kleinlicher Treibereien und ſinnloſer Anſchuldigungen bedurft, um die äußere Ruhe der Greiſin zu ſtören. Wie Amfortas trug ja auch ſie eine Wunde, die nimmer heilen konnte, die bei jeder Berührung, auch wenn die gütigſte Hand darüber ſtrich, aufs neue brannte und blutete. Immer wieder wurden nicht nur ihre Gedanken, es wurde ihre ganze Exiſtenz durch St. Helena und ſeinen Gefangenen aufgerüttelt. Immer wieder kamen Briefe, Nachrichten, Gerüchte, Beſuche, die von ihm ſprachen und das Gemüt der Mutter aufs heftigſte erſchütterten. Welche Aufregung mag für ſie das Erſcheinen O'Mearas geweſen ſein, der, als er von St. Helena heimkehrte, im Palazzo Falconieri vorſprach und dort natürlich wie ein werter Freund aufgenommen wurde. Er war ja ſeit Jahren der erſte Menſch, der vom Sohne kam, der ſeine Hand gehalten, ſeine Stimme gehört, der wußte und berichten konnte, wie es um ſeine Geſundheit ſtand, der den Tageslauf von St. Helena aus eigener Anſchauung ſchildern konnte. Das Herz der Mutter mag ſich zuſammengekrampft haben, als ſie

die Erbärmlichkeiten vernahm, mit denen Sir Hudson Lowe ihr Kind quälen und zur Verzweiflung treiben durfte. Das Herz der Heldin aber hat sicher stolzer geschlagen, als sie hörte, mit welcher Größe Napoleon sein Schicksal trug, und voll Sehnsucht, Glück und brennenden Leids wird sie geschluchzt haben, wie nur Mütter schluchzen können, wenn O'Meara von der großen Verehrung sprach, mit der Napoleon der fernen Mutter gedachte. Alles, was je zwischen ihnen gestanden, war vergessen, nichts war geblieben als die Dankbarkeit für das tapfere Streiten und die hohen moralischen Eigenschaften der Mutter.

„Meine Mutter kann nie genug verehrt werden..."

„Meine Mutter war geschaffen, um ein Reich zu regieren."

„Meine Mutter trug in einem Frauenkopf ein Männerhirn . . ."

„Alles, was ich bin und was ich je geleistet habe, verdanke ich meiner Mutter, ihrem Verstand, ihrer Erziehung, ihren Grundsätzen . . ."

O'Meara schildert den Eindruck, den er von Madame Mère empfing, mit folgenden Worten:

„Als ich im Jahre 1819 die Ehre hatte, Madame Mère in Rom zu sehen, zeigte sie noch die Spuren großer Schönheit. Ihr Auftreten war vornehm und würdig, wie man es von einer Königin oder der Mutter Napoleons erwartet. Gott und ihr Sohn sind ihre einzigen Gedanken. Sie sieht nur sehr wenig Menschen bei sich, von Engländern sind, glaube ich, nur der Herzog von Hamilton und ich zu Tische geladen worden. Ihr Haus ist ohne allen Prunk, macht aber einen sehr vornehmen Eindruck."

Wenn O'Meara ſagt, daß Lätitia nur an Gott und ihren Sohn denke, ſo hat er inſofern recht, als ihr Herz faſt ausſchließlich an St. Helena dachte. Sie war auch gewiß eine fleißige Kirchengängerin und hat wohl in jenen ſchweren Tagen noch mehr gebetet als ſonſt, aber zu einem Glauben, zu einem, der das Irdiſche um des Himmliſchen willen vergißt, hat ſie ſich kaum je bekannt. Fromm im höchſten und ſtärkſten Sinn war ſie wohl eigentlich nur in ihrem Hoffen; die Unerſchütterlichkeit, mit der ſie auf ein Wiederſehen mit Napoleon baute, hat dieſer greiſenden Frau eine Lebenskraft des Körpers und des Geiſtes gegeben, die ſie über die Geſetze der Zeit hinaus zu heben ſchien. Ihre Fähigkeit zu hoffen hat ihr auch immer noch Muße und Stimmung gelaſſen für die kleinen Notwendigkeiten des Tages, für die Anforderungen, die die übrige Familie je nachdem an ihre Teilnahme oder an ihren Geldſchrank ſtellte.

Sehr bezeichnend in dieſer Hinſicht iſt für ſie und ihre Kinder ein Brief, den ſie um dieſe Zeit an Joſef ſchrieb, der als Graf Survilliers in Amerika lebte und mit der Mutter wegen der Überlaſſung von Bildern verhandelt und auch finanzielle Fragen erörtert zu haben ſcheint. Nachdem ſie ihm in ihrer Antwort ſagt, daß ſie ihm die befragten Bilder ja früher ſchon geſchenkt habe und daß ſie nun die Schenkung wiederhole, erklärte ſie ihm bis ins kleinſte, wie Bilder und Rahmen verpackt und über den Ozean geſchickt werden ſollen, und macht ihn zugleich auf die großen Koſten aufmerkſam, die ihm aus dieſer Sendung erwachſen werden. Dann erwähnt ſie, daß ſie bereits 130 000 Fr. an Ge-

ſchenken, Reiſegeldern uſw. für St. Helena ausgegeben habe, fügt aber gleich bei: „Selbſtverſtändlich werde ich ſtets alles hergeben, was ich herzugeben habe."

Dieſe bedingungsloſe Luſt zu ſchenken gilt aber nur Napoleon, der ja hilflos iſt. Bei den anderen Kindern hat ſie ſicher gedacht, daß ſie ſich nach der Decke ſtrecken und das Vermögen der Mutter, das ſie ſtets für St. Helena bereit hielt, ſo wenig wie möglich in Anſpruch nehmen ſollten. Ohne direkt ein Wort darüber zu verlieren, läßt ſie doch zwiſchen den Zeilen ihres Briefes ſpüren, was ſie von der Finanzwirtſchaft ihrer Kinder denkt: „Lucian mit ſeiner zahlreichen Familie iſt außerſtande, irgendeinen von uns mit Geld zu unterſtützen. Er hat ſeinen Palaſt in Rom ſowie ſeine Villa in Frascati verkauft, um ſich in Viterbo niederzulaſſen, von wo aus er ſein Beſitztum Canino überwachen und verwalten will.

„Jérôme, dem es geſundheitlich ausgezeichnet geht und der gegenwärtig mit ſeiner ſchwangeren Frau in Trieſt lebt, hat faſt gar nichts mehr. Infolge der großen Verluſte, die er erlitten hat, bin ich genötigt geweſen, ihm viel Geld zu ſchicken, viel mehr ſogar als dem Kaiſer.

„Pauline, die täglich große Ausgaben macht und angeblich täglich ihren Schmuck verkauft, hat eine Rente von etwa 40 000 Fr. aus ihrer Mitgift und aus anderen Papieren noch etwa 24 000 Fr.; außerdem hat ſie noch mehrere Millionen zu fordern, ſowohl von der franzöſiſchen Regierung, als von der Geſellſchaft zur Salzgewinnung in Deutſchland. Das alles ſind jedoch Forderungen, die in der Luft

hängen, aber selbst wenn sie erfüllt werden sollten, glaube ich nicht, daß man von ihr etwas bekommen würde. Sie übersteigt zwar sehr gern ihr Budget, aber ein Budget dauert bei ihr immer gerade eine Woche lang.

„Louis lebt sehr angenehm, aber ich weiß nicht wieviel er hat.

„Was mich betrifft, so mußt Du wissen, wie hoch sich meine Ersparnisse in Wirklichkeit belaufen. Durch die außerordentlichen Ausgaben, die ich hier erwähnte, und durch andere, die ich mit Stillschweigen übergehe, wie z. B. die Verluste an Renten durch politische Ereignisse usw., sind mir eben nur meine früheren Ersparnisse geblieben, von denen ich lebe und deren Ziffern Du, wie ich schon sagte, kennen mußt. Es wird also Dir und mir nichts anderes übrig bleiben als uns künftighin ein wenig einzuschränken, sofern uns die Vorsehung nicht zu Hilfe kommt."

Dieser Brief, scheinbar nur Geldangelegenheiten behandelnd, gibt zwischen den Zeilen eine ebenso treffende wie amüsante Psychologie Lätitias und ihrer Kinder. Man sieht Lucian, den Vater einer großen Kinderschar, der alles läßt und vergißt was je gewesen, um nur als einfacher Gutsherr mit dem jungen Volk zu leben, das ihn umgibt. Man sieht Pauline, die große Rechenkünstlerin, die Budgets für eine Woche aufstellt und so krank sie auch ist, das Geld immer noch für Putz und Nichtigkeiten zum Fenster hinauswirft.

Man sieht Jérôme, den leichtfertigen Exkönig „Lustik", der mit seiner Katharina ebenso vergnügt in Triest haust, wie ehedem in Kassel, und die

Caroline Murat, Königin von Neapel.
Gemälde von Mme. Lebrun im Muſeum zu Verſailles.

Mutter für ihn, seine Frau, seine gegenwärtigen und zukünftigen Kinder sorgen läßt.

Man sieht Josef, den teils steifleinenen, teils phantastischen Herrn, der offenbar von Angst befallen, daß die mütterlichen Ersparnisse den andern allzureichlich zufließen könnten, indessen er in Amerika sitzt.

Man sieht Louis, den verschlossenen, pfiffigen Kleinbürger, der recht angenehm lebt, aber keinen Menschen wissen lassen will, wieviel er hat.

Über ihnen allen aber sieht man das Lächeln Lätitias. Sie lächelt ein wenig ironisch, wenn sie von Pauline und Jérôme, ein wenig fremd, wenn sie von Lucian spricht; ihr Lächeln wird anzüglich, wenn sie den transatlantischen Sohn an Einschränkungen mahnt, und etwas gekniffen, wenn sie Louis mit einer Zeile abtut. Man spürt ordentlich, wie seine Geheimniskrämerei sie verdrießt; nichts ist ja einem Geldkünstler ärgerlicher, als wenn ein andrer den Haupttrick des Metiers — die Schweigsamkeit — beherrscht.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da der Doktor O'Meara von Helena zurückgekehrt war, hat sich, wird erzählt, bei Lätitia noch ein anderer, unerwarteter Besuch angemeldet, — Marie-Louise, die Schwiegertochter aus Österreich. Im Jahre 1819 soll sich der Kaiser von Österreich, begleitet von seiner Tochter, auf einer Reise durch Italien befunden haben. Als sie nach Rom kamen, erwog man die Frage, ob es nicht gut aussähe, wenn die Erzherzogin der alten Frau einen Besuch machte. Man schickte also den Gesandten zu Madame Mère, der ihr mitteilte, daß die Erzherzogin dem Palazzo Rinuccini (in dem Madame Mère damals wohnte) die Ehre eines

Besuches schenken würde. Lätitia aber entgegnet dem Gesandten:

„Herr Gesandter, Sie irren. Die Frau, von der Sie da sprechen, ist nicht meine Schwiegertochter, denn meine Schwiegertochter würde gewiß nicht auf den Heerstraßen ihrem Vergnügen nachlaufen, indes ihr Mann im Elend auf St. Helena sitzt. Die Frau, von der Sie da sprechen, ist wohl eine Betrügerin, die sich den Namen meiner Schwiegertochter anmaßt, und ich empfange keine Betrügerinnen."

Nach einer anderen Version soll sich die Sache mit dem Besuche aus Österreich so verhalten haben: Der Kaiser von Österreich wollte seine Verwandte, die Königin von Etrurien, besuchen, die dicht neben dem Palast der Madame Mère wohnte. Durch ein Versehen sei sein Adjutant anstatt zur Königin zu Madame Mère gekommen und habe vorschriftsmäßig gemeldet: „Seine Majestät, der Kaiser von Österreich." Darauf hätte sich Madame Mère erhoben und ihm die Worte ins Gesicht geschleudert: „Sagen Sie dem Kaiser von Österreich, daß es zwischen ihm und der Mutter Napoleons nichts Gemeinsames gibt."

Die Verantwortung für diese Anekdoten muß Larrey, der sie erzählt, überlassen bleiben. Sie klingen sehr hübsch, aber auch sehr unwahrscheinlich. Der Adjutant, der „aus Versehen" in einen fremden Palast läuft, nicht merkt, daß statt der königlichen überall die napoleonischen Wappen angebracht sind und ohne die Vermittlung von Lakaien und Haushofmeistern gleich ins Zimmer der alten Dame seine Meldung hineinschreit, scheint doch etwas sehr operettenhaft. Und was den beabsichtigten

Besuch Marie-Louisens betrifft, so hat er an Voraussetzungsmöglichkeiten auch nicht viel für sich. Was sollte Marie-Louise, die längst an Neippergs Herzen Ehe und Ehre vergessen hatte, bei der Mutter Napoleons zu suchen haben? Sie hat ja nicht einmal die Briefe beantwortet, die Lätitia gegen ihr eigenes Gefühl, nur dem Sohn zuliebe, an sie schrieb.

In diesen Tagen — im Mai 1820 — trat dann der Tod an die Familie Bonaparte heran, die er bislang nur von fern umschlichen, so oft er ihr auch auf den Schlachtfeldern begegnet war. Nur Säuglinge und Spielkinder hatte er Lätitia und Hortense vom Schoß gerissen, jetzt holte er zum erstenmal aus ihrer Mitte einen Menschen, der auf seines Lebens Höhe stand. Elisa, einst Großherzogin von Toskana, starb, kaum 42 Jahre alt, am Nervenfieber zu Aquileja in den Armen ihres „guten" Gatten ...

Lätitia hat der Tochter wohl nachgetrauert wie jede Mutter einem Kinde nachtrauert, aber ein Stück von ihrem Herzen ist mit der Ex-Großherzogin nicht zu Grabe getragen worden. Von ihren drei Töchtern war Elisa immer diejenige gewesen, mit der sie am wenigsten anzufangen gewußt hatte. Zweifelsohne besaß Elisa auch gute Eigenschaften, war klug, beherrscht und willensstark. Aber ihr verschlossenes, unfreundliches Wesen ließ sie unliebenswürdiger erscheinen, als sie vielleicht im Herzen war, und sie hatte sich aus der Zeit von St. Cyr her eine gewisse Geistreichelei des ancien régime bewahrt, die in der bodenständigen, zum Teil ungebildeten Familie Bonaparte unangenehm auffiel.

Vielleicht hat Lätitia nach den ersten Wochen der Trauer aus diesem jähen Tod sich noch einen Trost zu holen gewußt. Vielleicht überzeugte er sie aufs neue von der Nichtigkeit aller menschlichen Voraussetzung, von den Irrtümern, denen — uns zum Heil oder Unheil — all unsere Berechnungen unterworfen sind. Niemand hatte an Elisas Tod gedacht, und dennoch war sie unversehens dahingegangen. Konnte Napoleon nicht ebenso unvermutet gesunden, leben, wie Elisa erkrankte und starb?!

VII.

Die Nachrichten, die über das Befinden des Gefangenen von St. Helena in Rom einliefen, lauteten durchaus nicht immer gleichmäßig schlecht. Die Krankheit Napoleons, die zu Anfang in einem jener Leberleiden bestand, denen die in fremde Klimate versetzten Europäer häufig unterworfen sind, bot sehr wechselnde Erscheinungen und Bilder dar. Es gab Tage, an denen der Kranke unrettbar verloren schien, und wiederum Wochen, in denen sich seine Kräfte hoben, sein Aussehen besserte, seine Stimmung fast heiter und für frohe Zukunftsaussichten empfänglich war. Er sagte dann wohl mit wehmütigem Scherz zu Antomarchi, daß Hoffnung die beste aller Medizinen sei . . .

Um das Jahr 1820 herum aber lauteten die Berichte immer trüber. Dem Leberleiden begann sich das Erbübel der Bonapartes zu gesellen, an dem schon Lätitias Mann gestorben war — der Magenkrebs. Menschliche Kunst konnte hier nichts

mehr retten. Nur Linderung hätte sie noch bringen können, wenn man dem Kranken ein anderes Klima, eine andere Pflege gegönnt hätte. Graf Montholon, der das Exil des Kaisers teilte, schrieb damals: „Der Kaiser ist rettungslos verloren, wenn er auf dieser verfluchten Insel bleiben muß. Sein Todeskampf ist grauenvoll."

Dennoch blieben nach wie vor nicht nur die Hoffnungen der Mutter, sondern auch zahlloser Anderer auf ihn gesetzt. So erfuhr Lätitia, daß Matrosen der „Zenobie", eines französischen Kriegsschiffes, das in St. Helena anlief, den Plan gefaßt hatten, den Kaiser zu entführen und nach Frankreich zurückzubringen. Einem von ihnen war es gelungen, sich Napoleon zu nähern und ihn zu bitten, daß er sich ihnen anvertrauen möge. Napoleon aber, schon geschwächt und erschöpft von der mörderischen Krankheit, die er in sich trug, lehnte den Vorschlag zur Flucht ab.

Solche Versuche, solche Nachrichten ließen die Mutter naturgemäß immer wieder auf eine günstige Veränderung im Schicksal ihres Kindes hoffen, wenngleich sich im Laufe der Jahre ihrer Zuversicht eine tiefe Bitterkeit gesellte; so daß sie jetzt weniger von den Menschen erwartet als von der Vorsehung, vom Glück, das ihr in früheren Jahren so oft gelächelt und an das sie doch nie geglaubt hatte. So schreibt sie an Katharina, die Exkönigin von Westfalen:

„Ich habe Deinen Brief empfangen, der mir sehr viel Freude gemacht hat, da ich ihn seit langem erwartete. Die Wünsche, die Du mir zum neuen Jahr aussprichst, sind sicherlich aufrichtig und gut gemeint, dafür bürgt mir Dein Herz. Durch

unſeren gemeinſchaftlichen Kummer werden ſie nur lebhafter und liebevoller. Ja, ich hoffe und wünſche inbrünſtig, daß Du feſt davon überzeugt ſeieſt und ſo weder das Vertrauen auf Gott verlierſt noch die Geduld, mit Faſſung die Qual zu ertragen, die über uns verhängt iſt. Schmeichle Dir nicht mit der Hoffnung, daß die Welt Dir gewähren könne, was Du vom Kongreß der Fürſten erhoffſt. Ich glaube nicht, daß ſie fähig ſein werden, ſich Deines Schickſals zu erbarmen. Gott allein iſt gütig, hoffen wir auf ihn!"

Ungeachtet dieſer Reſignation, die ſich ſchon vom Irdiſchen abzuwenden ſcheint, vergewaltigt ſich die Mutter um des Sohnes willen in ihrem Stolz und in ihren Empfindungen, wendet ſich an die Frau, die ſie nie geliebt und die ihr nicht einmal ihre Briefe beantwortet hat — an Marie-Louiſe:

„Madame!

Sie kennen wie ich die Leiden des Kaiſers Napoleon, und ich habe nie gezweifelt, daß all Ihre Gefühle Ihnen geboten, dieſe Leiden ſchmerzlich zu empfinden. Ich zweifle auch nicht daran, daß Sie ſich werktätig für ihn bemüht haben, daß Sie alles getan haben, was Sie konnten, um ihn aus der Gefangenſchaft zu erlöſen, in die ſeine Gutgläubigkeit und ſeine Loyalität ihn geführt haben.

Was mich betrifft, ſo konnte ich mich nur an die in Aachen vereinigten Souveräne wenden, von denen ich keine Antwort erhielt. Ich habe vor mehr als zwei Jahren einen Arzt, zwei Geiſtliche und einige andere zum perſönlichen Dienſt beſtimmte Leute, um die mein Sohn mich bat, nach St. Helena

geſchickt. Nach kurzer Zeit aber warf das mörderiſche Klima den älteren Geiſtlichen aufs Krankenlager, ſo daß ihm der Gouverneur die Heimreiſe geſtattete. Er iſt ſoeben in Rom angekommen und bringt mir Briefe, die von dem jammervollen Zuſtande Napoleons Kunde geben. Dieſe Briefe veranlaſſen mich noch einmal all meine Kraft zuſammen zu faſſen, um der Stimme der Natur und dem Aufſchrei einer verzweifelten Mutter Gehör zu verſchaffen. Obgleich ich völlig im unklaren bin, ob dieſer Brief nicht gleich ſeinen Vorgängern den Weg zu Ihnen verfehlt, bin ich es mir und Ihnen ſchuldig, Sie von der Lage Ihres Gatten in Kenntnis zu ſetzen. Laſſen Sie kein Mittel unverſucht, das Ihnen zu Gebote ſteht. Aller Politik zum Trotz haben Sie das Recht gehört zu werden, und mächtige Souveräne haben wohl die Möglichkeit, ihn nach Europa bringen zu laſſen, in ein Klima, das nicht todbringend iſt, wie das von St. Helena, wo er Bäder nehmen und ſeine verwüſtete Geſundheit wieder herſtellen kann. Als der Geiſtliche ihn verließ, ſprach er von Ihnen und ſeinem Sohn und fügte trotz all ſeiner Beherrſchung hinzu, daß ſeine Tage gezählt ſeien, wenn man ihn nicht unverzüglich von der entſetzlichen Inſel fortbringe. Ihre Majeſtät möge aus einliegenden Schriftſtücken die Wahrheit meiner Mitteilungen und den Zuſtand erkennen, in dem er ſich befindet. Ich bete zu Gott, daß er Sie beſchirmen möge, und wenn Ihnen noch eine Erinnerung an mich, die Mutter Napoleons geblieben iſt, ſo nehmen Sie, bitte, die Verſicherung meiner Zuneigung entgegen.

Madame Mère."

Dieſer Brief, aus dem trotz der demütigen Bitten eine vernehmliche Kühle weht, blieb wie die anderen, die ihm vorangegangen waren, unbeantwortet. Es war auch gar keine Antwort mehr nötig. Liebe und Grauſamkeit zerſchellten jetzt machtlos an dem Strand der Inſel, wo am 5. Mai 1821 unter Blitz und Donner das düſtere Boot des ſchwarzen Fährmanns landete. An Sir Hudſon Lowe und allen Getreuen vorbei ſchritt der Tod zu dem kleinen Feldbett, auf dem der magere, abgezehrte Mann lag, dem einſt zwei Welten gehört hatten: die Welt der Wirklichkeit und die ſeiner Träume ...

Die Nachricht vom Tode Napoleons erreichte die Mutter erſt am 22. Juli. Wie feſt ſie trotz aller ſchlechten Nachrichten, trotz aller Verzweiflung immer noch gehofft hatte, wie feſt und ſicher ſie immer noch mitten im Leben ſtand, und wie ſie immer noch ihre Kinder zur Sparſamkeit ermahnte, beweiſt ein Brief, den ſie am 18. Juli an Jérôme, der ſeiner Gewohnheit gemäß wieder einmal in Geldverlegenheit ſaß, ſchrieb:

„Ich habe Deinen Brief vom 4. Juli erhalten und antworte Dir umgehend. Ich habe Dir am 14. die Nachrichten von St. Helena geſchickt, um Deine Anſicht über die zu unternehmenden Schritte zu hören. Deinem Bruder Louis geht es mit ſeinen Liegenſchaften in Holland nicht anders als Dir, aber er hat eben Geduld. Faſſe Mut, und ſo gering auch die Ausſichten ſein mögen, höre nicht auf zu hoffen, denn es gibt einen Gott, der Herr über alle Dinge iſt.

„Ich kann Dir leider nichts von meinem Charakter

geben; im ersten Augenblick eines Unglücks bin ich tief bekümmert, aber im zweiten hoffe ich schon wieder, und meine Hoffnung ist dann viel stärker als meine Niedergeschlagenheit war. Mach' es wie ich; wenn es nötig ist, schränke Deinen Haushalt ein, löse ihn sogar auf, indem Du Deine ganze Dienerschaft entläßt; es kann für Dich nur ehrenvoll sein, wenn Du mit Deinem Schicksal kämpfst und seiner Herr wirst. Ich bin überzeugt, daß Katharina Seelengröße genug besitzt, um sich nur mit dem Allernötigsten zu begnügen. Du hättest dies schon lange vor diesem Augenblick tun sollen, und für das Allernötigste kommt man mit sehr wenig aus. Dieser Rat entspricht ebensosehr Deiner jetzigen wie Deiner früheren Stellung, und wenn Du ihn befolgst, so wirst Du das beste Werk Deines Lebens damit getan haben. Nur eine Mutter kann diesen Rat geben, befolgst Du ihn, so hast Du nichts mehr zu fürchten und alles zu hoffen. So denke und wünsche ich, daß Du auf mich hörst und daß Du handelst wie ich selbst gehandelt habe.

„Trotz meines Alters hoffe ich immer noch, daß ich nicht sterbe, ohne Dich noch einmal gesehen zu haben und daß ich nicht immer von Dir getrennt bleiben muß. Zeige aber auch Charakter und lasse das Unglück nicht Herr über Dich werden."

Als Lätitia die Nachricht vom Tode Napoleons erhielt, war sie zunächst wie vom Blitz gefällt; dann schloß sie sich in ihr Zimmer ein und ließ keinen Menschen zu sich, weder ihre Kinder, noch ihren Bruder. Wie sie in diesen Tagen mit sich und ihrem Gott gerungen, gehadert und geweint hat, weiß niemand. Als sie wieder vor den

Andern erſchien, zeigte ihr Geſicht jene Würde, die ſie nie im Leben verlaſſen hat, wenngleich ein tränenloſer Schmerz darüber gebreitet lag, der bis zum Tode nicht mehr weichen ſollte. Wie tapfer ſie trug, beweiſt am beſten ein Brief des Kardinals Feſch an Jérôme, den die Todesnachricht ganz zu Boden geworfen hatte.

„Rom, 1. Auguſt 1821.

Vor neun Tagen hat ſie die Nachricht vom Tode des Kaiſers empfangen. Ihren Schmerz kannſt Du Dir wohl denken, aber immerhin war ſie vorbereitet durch die Nachrichten, die der Abbé Buonavita brachte, als er von St. Helena zurückkam. Wie Du aus ihren Briefen entnommen haben mußt, iſt ihre Seelenſtärke unerſchütterlich, ja ich möchte ſogar ſagen, daß ihre Widerſtandsfähigkeit noch hartnäckiger geworden iſt. Beim Tod Eliſas hat ſie körperlich gelitten; angeſichts dieſes entſetzlichen Ereigniſſes aber hat ſie gewiſſermaßen den Schmerz beſiegt; ſie war nicht genötigt, ſich zu Bett zu legen, ſie fieberte nicht, und abgeſehen von ihrer tiefen Trauer, ihrem Mangel an Appetit und einer geſteigerten Schwäche kann man ſagen, daß ſie ſich wohl befindet.

Sollteſt Du weniger ſtark ſein als ſie?“

Man hat Lätitia Bonaparte oft eine antike Erſcheinung genannt. Man hat ſie wohl zumeiſt um ihres römiſchen Geſichts, ihres Ernſtes und ihres Titanenſohnes willen mit der Mutter der Gracchen und anderen klaſſiſchen Heldinnen verglichen. Die einfache Landfrau aus Ajaccio,

die über menſchliche Schwächen und Leidenſchaften gleichmütig wegzublicken wußte und ihnen ſelber untertan war, hatte aber im allgemeinen gewiß nicht mehr Verwandtſchaft mit den Heldinnen des klaſſiſchen Faltenwurfs, als irgendeine Bäuerin der Campagna oder der Alpen, denen ja eine gewiſſe ſchwere Würde, ein mißtrauiſches Gleichmaß der Betrachtungen eingeboren iſt. Nach Napoleons Sturz jedoch, beſonders nach ſeinem Tode wächſt ſie in der Tat zu einer Größe empor, die über unſere Tage hinausragt. Dieſe alte Frau, die keinem Menſchen das Antlitz ſehen laſſen will, das um den großen Sohn weint, die ſich mit ihrem erſten Gram um ihn wie mit einem Heiligtum abſchließt, das von keinem fremden Blick entweiht werden darf, dieſe Frau beweiſt wirklich klaſſiſche Empfindung für die Majeſtät des Schmerzes und für die eigene Erhabenheit, die ihr, der Mutter Napoleons, nimmer verloren gehen konnte, gleichviel ob er lebte oder ſtarb.

Die Mutter Napoleons zu ſein war für ſie ehedem Stolz und bangendes Glück geweſen. Seit ſeinem Sturz bedeutete es für ſie eine Miſſion, der ſie in allen Stunden und Tagen gehören, die ſie erfüllen mußte über Schmerz und Qual der Stunde hinweg. So richtet ſie denn ſchon drei Wochen, nachdem ſie die Todesnachricht empfangen hatte, folgendes Schreiben an den engliſchen Miniſter des auswärtigen Amtes, Lord Caſtlereagh:

„Rom, 15. Auguſt 1821.

Milord,

Die Mutter Napoleons kommt, um die Aſche ihres Sohnes, des Kaiſers Napoleon, zu verlangen.

Sie bittet Sie, ihre Forderung Seiner Majestät, dem König von England und dem Kabinett Seiner Majestät zu übermitteln. Vom höchsten Gipfel des Glücks in den tiefsten Abgrund des Unglücks gestürzt, werde ich nicht versuchen, das englische Ministerium durch eine Schilderung von den Leiden seines großen Opfers weich zu stimmen. Wer kennte besser als der Gouverneur von St. Helena und der Minister, dessen Befehle er ausführte, die Leiden des Kaisers Napoleon? Eine Mutter braucht also kein Wort mehr über das Leben und den Tod ihres Sohnes zu verlieren! Die eherne Weltgeschichte hat von seinem Grab Besitz ergriffen, die Toten und die Lebenden, die Völker und die Fürsten sind ihren Gesetzen untertan.

„Selbst in fernsten Zeiten bei barbarischen Völkern lebte die Rache nicht über das Grab hinaus: könnte die heilige Allianz unseren Tagen durch ihren Starrsinn ein ganz neues Schauspiel bieten? Und will die englische Regierung ihren eisernen Arm auch noch über der Asche des geopferten Feindes ausgestreckt halten?

„Ich fordere die irdischen Überreste meines Sohnes; kein Mensch hat mehr Anrecht darauf als eine Mutter. Unter welchem Vorwand könnte man sie zurückbehalten? Die Staatsräson und alles was mit ihr zusammenhängt, haben kein Anrecht auf einen Leichnam. Zu welchem Zweck sollte übrigens die englische Regierung ihn zurückbehalten? Wenn es geschähe, um die Gebeine des Helden noch im Grabe zu beleidigen, so würde diese Absicht die ganze Welt schaudern machen vor Entsetzen ... Geschähe es, um durch eine nachträgliche Ehrung

das Martyrium vergeſſen zu machen, das im Gedächtnis der Menſchen ebenſo lange dauern wird, wie England dauert, wenn es in dieſer Abſicht geſchähe, ſo erhebe ich mit aller Kraft und vereint mit meiner ganzen Familie Einſpruch gegen eine ſolche Entweihung. Eine ſolche Ehrung wäre in meinen Augen die tiefſte Beleidigung . . . Mein Sohn bedarf keiner Ehrungen mehr; ſein Name allein genügt, um ſeinen Ruhm zu verkünden, aber es verlangt mich, ſeine irdiſchen Überreſte zu empfangen. Fernab vom Lärm und Streit der Welt haben meine Hände ihm in einer einfachen Kapelle die Gruft bereitet! Im Namen der Gerechtigkeit und der Menſchlichkeit beſchwöre ich Sie, meine Bitte nicht zu verwerfen. Ich kann das Miniſterium, ich kann Seine Majeſtät anflehen, mir die Überreſte meines Sohnes nicht zu verweigern; ich habe Napoleon Frankreich und der ganzen Welt geboren. Im Namen Gottes, im Namen aller Mütter flehe ich Sie an, daß man mir die Aſche meines Sohnes nicht verweigere."

Selbſtverſtändlich iſt dieſer Brief nicht ſo, wie er da ſteht, aus Madame Mères Feder gefloſſen; wahrſcheinlich hat ihn der Kardinal Feſch, dem ſie ſeit langem ſchon ihre Briefe diktierte, ſtiliſiert, redigiert, retuſchiert. Dafür ſprechen Stellen wie: „Selbſt in fernen Zeiten, bei barbariſchen Völkern lebte die Rache nicht über das Grab hinaus," denn Lätitia, die nur gerade leſen und ſchreiben konnte, hatte ſicher nur ſehr unbeſtimmte Anſchauungen von entſchwundenen Epochen und wußte blutwenig von Moral- und Kulturgeſetzen barbariſcher Völker. Mag aber auch der äußere Aufputz von der feinen Hand des Kirchenmannes herrühren, ſo ſpürt man

doch überall die Napoleonmutter. Nicht der Faſſung, aber dem Gedanken nach muß dieſer Brief in ihrem Kopf entſtanden ſein, denn er gleicht unverkennbar dem anderen, den ſie wenige Wochen zuvor an Marie-Louiſe geſchrieben hatte. Hier wie dort iſt es der gleiche ſchmerzdurchbebte Mutterſtolz, die gleiche, kühle Verächtlichkeit im Ton, wenn die Worte ſich auch notgedrungen zu einer Art von Bitte gruppieren wollen. Hier wir dort ſpürt man die Würde einer Perſönlichkeit, die ſich wohl herablaſſen, aber nie erniedrigen kann.

Lätitia ſetzt übrigens ſelbſt kein Vertrauen auf den Erfolg ihres Briefes, denn ſie ſchreibt an die Gräfin Montholon:

„Wenn nur wenigſtens die engliſche Regierung mir die Aſche meines Sohnes herausgeben möchte, ſo würden meine der Trauer und den Tränen geweihten Tage einen Halt haben, der mein Leben verlängert. Aber ich glaube, man wird barbariſch genug ſein, ſie mir zu verweigern."

Ihr Mißtrauen ſollte auch diesmal recht behalten, und es war ihr nicht einmal mehr vergönnt den Tag zu ſchauen, an dem die glanzvolle Überführung der Gebeine Napoleons in den Invalidendom ſtattfand.

Das Martyrerkapitel ihres Daſeins, das Napoleon hieß, war aber noch immer nicht zu Ende. An ſeinem Inhalt freilich ließ ſich nichts mehr ändern; immerdar wird es für die Mutter ein Evangelium größten Glückes und größten Schmerzes bilden, aber raſtlos, erbarmungslos ſchleppten die Tage noch Einzelheiten, neue Aufregungen herbei, faſt zu viel für eine Einundſiebzigjährige, die ſchon ſeit

ſechs Jahren von tiefſtem Leid gebeugt war. So lieſt es ſich denn rührend, wenn ſie am 16. Auguſt nach zager Frauenart, die ihr ſonſt ſo fremd war, an die Gräfin Montholon ſchreibt:

„Ganz verſunken in meinen Schmerz habe ich noch nicht den Mut gefunden, mir aus den Zeitungen über die letzen Augenblicke meines Sohnes vorleſen zu laſſen.“

Wenn ſie aber auch in begreiflicher Schwäche zögerte, bis in die letzte Qual der Todesſtunde einzudringen, ſo blieb ſie ihr darum nicht erſpart; denn Antomarchi, der Arzt Napoleons, kam ja im Sommer 1821 von St. Helena zurück, um der Familie das Vermächtnis des Toten zu überbringen. Er begab ſich zunächſt nach Parma, wo Marie-Louiſe als Statthalterin regierte, wurde aber nicht vorgelaſſen. Es war gewiß nicht nur Gleichgültigkeit und Roheit, die ihm die Türen der blonden Statthalterin ſperrte, — ein letzter Reſt von Schamgefühl mag ſie abgehalten haben, ſich juſt dem Arzt Napoleons mit ihrer entſtellten Geſtalt zu zeigen. Kaum zwei Monate nachher gebar ſie ja dem Grafen Neipperg den erſten Sohn. Hierauf ſuchte Antomarchi Louis auf, der damals nach Florenz verzogen war, wurde aber auch hier nicht vorgelaſſen. Louis, der nunmehr Graf Saint-Leu hieß, war im Exil noch nervöſer und hypochondriſcher geworden, als er es geweſen, und lebte faſt ausſchließlich der Sorge um ſeine Nerven, ſeine wirklichen und ſeine eingebildeten Krankheiten. Er erklärte ſich viel zu leidend, viel zu ſehr von Schmerz überwältigt, um weitere Aufregungen ertragen zu können.

Die Fürſtin Borgheſe dagegen, die Frau, die

ſo oft lächerlich und manchmal bewundernswert erſcheint, konnte nicht genug fragen, nicht genug von den letzten Leidenstagen des Bruders erfahren, den ſie vergöttert hatte. Der Beſuch Antomarchis erſchütterte ſie derart, daß ihr Zuſtand ſich weſentlich verſchlechterte. Über den Beſuch bei der Mutter berichtet er:

„Die Bewegung von Madame Mère war noch heftiger als die der Fürſtin. Ich mußte ſehr vorſichtig, ſehr zurückhaltend ſein, ich durfte ihr nur einen geringen Teil deſſen erzählen, was ich mit angeſehen hatte. Bei meinem zweiten Beſuch war ſie reſignierter, gefaßter. Ich erzählte ihr Einzelheiten, wurde aber immer wieder durch ihr Schluchzen unterbrochen. Ich wollte verſtummen, aber dieſe unglückliche Mutter trocknete ihre Tränen und drang mit neuen Fragen auf mich ein. Mut und Schmerz rangen ſichtbar in ihr; nie habe ich einen grauſameren Kampf mit angeſehen."

Der Kurioſität, nicht der Glaubwürdigkeit wegen, ſei hier ein Begebnis eingefügt, das die Vorleſerin Lätitias, Madame de Santrouville, in ihrem Journal aufgezeichnet haben ſoll und das Larrey, der Biograph von Madame Mère, wiedergibt:

„Am 2. Mai 1821 ſprach gegen Nachmittag ein anſtändig gekleideter Fremder im Palaſt Madame Mères vor und bat, daß man ihn zu ihr führe. Der Türhüter fragt ihn, ob er um eine Unterredung nachgeſucht habe, da er ſonſt nicht vorgelaſſen werden könne. Der Fremde erwiderte, daß er zwar um keine Unterredung nachgeſucht habe, Madame aber dennoch ſprechen müßte, da er ihr eine Mitteilung von größter Wichtigkeit zu überbringen habe. Der

Türhüter weigert sich ihn einzulassen, aber der Fremde beharrt so nachdrücklich auf seinem Willen, daß er ihn schließlich in den Vorsaal führt, wo sich die Lakaien aufhalten, und einem von ihnen sagt, er möge dem Kammerdiener mitteilen, daß ein unbekannter Herr um die Ehre bitte, bei Madame vorgelassen zu werden, da er ihr eine Mitteilung von größter Wichtigkeit zu machen habe. Der Kammerdiener fragt den Fremden nach seinem Namen, um ihn anzumelden. Dieser erwidert ungeduldig, daß er ihn nur Madame selbst nennen werde. Man benachrichtigt Madame, die ihren Kämmerer und ihre Gesellschafterin bei sich hatte; sie entschließt sich, den Fremden vorzulassen, der indes ungeduldig im Vorsaal hin und her geht, bis Mr. Colonna ihn einläßt. Der Unbekannte dankt dem Kämmerer, tritt in den Salon ein, verneigt sich vor Madame und drückt den Wunsch aus, sie ohne Zeugen sprechen zu dürfen. Mr. Colonna und Fräulein Mellini ziehen sich auf einen Wink Madames in ein Nebenzimmer zurück, um auf das leiseste Zeichen wieder bei der Hand zu sein.

Der Fremde nähert sich Madame und beginnt ihr vom Kaiser zu sprechen, als ob er ihn eben verlassen hätte. ‚In dem Augenblick, da ich zu Ihnen spreche, ist der Kaiser Napoleon von seinen Leiden erlöst, er ist glücklich.‘ Indem er diese Worte sprach, griff er mit der Hand in seinen Busen, so daß Madame dachte, er lange nach einem Dolch; er zog aber ein Kruzifix hervor und sagte mit feierlicher Stimme zu Madame: ‚Hoheit, küssen Sie den Erlöser, den Erretter Ihres heißgeliebten Sohnes. Diesen Sohn, den Sie so tief beklagen, diesen Sohn,

deſſen Namen in den Städten und in den Dörfern ſchallt, Sie werden ihn nach langen Jahren wiederſehen ... Aber vor dieſem denkwürdigen Tage wird es in Frankreich große Regierungsumwälzungen geben, und Bürgerkriege, Ströme Blutes werden fließen, Europa wird in Flammen ſtehen. Aber Napoleon der Große wird wiederkehren, Frankreich einnehmen und alle Länder Europas werden ſeinen Einfluß verſpüren. Dies iſt das große Werk, zu dem Napoleon der Große vom König der Könige beſtimmt iſt.'

Der Unbekannte; der alſo ſprach, ſchien ein von Gott begeiſterter und von Gott zu einer bekümmerten Mutter geſandter Prophet zu ſein, um ihr durch ihn ſeinen unwandelbaren Willen über das Schickſal ihres Sohnes kund zu tun. Madame lauſchte noch in einer Art Verzückung, als er auch ſchon verſchwunden war, ſie in tiefen Gedanken zurücklaſſend."

„Dieſer ſeltſame Beſuch," ſagte Mr. Colonna, „ſchien Madame derart hoffnungsfroh geſtimmt zu haben, daß ſie neue Livreen für ihre Lakaien machen ließ. Ihre Hoffnungen ſollten ſich noch ſteigern, als der zweite Geiſtliche von St. Helena ſpäter Madame mitteilte, daß Napoleon genau an dem Tag und um die Stunde verſchieden ſei, wo der Fremde zu ihr geſprochen hatte."

Madame de Santrouville fügte hinzu:

„Madame hat mir mehr als einmal dieſen ſeltſamen Beſuch geſchildert, und Monſieur Colonna meinte, daß der Fremde dem Kaiſer in Erſcheinung, Auftreten und Stimme täuſchend geglichen habe.

Alle Verſuche, dieſen Fremden in Rom oder in

der Umgegend wieder aufzufinden, sind vergeblich gewesen, er blieb einem Schatten gleich verschwunden, ohne eine Spur zu hinterlassen." —

Diese kleine Geschichte, die eines gewissen mystischen Reizes nicht entbehrt, könnte natürlich ohne Bedenken zu den übrigen Treppenwitzen der Weltgeschichte gerechnet werden, wenn sie nicht einen Satz enthielte, der widersinnig scheint; für jede andere Mutter widersinnig wäre, aber für Lätitias Hoffnungsfreudigkeit, die schon über die Grenzen der eigenen Zeitlichkeit hinaussah, sehr charakteristisch ist. Es ist der Satz, der erzählt, daß ihre Hoffnungen sich noch steigerten, als sie erfuhr, daß Napoleon gerade um die Stunde verschieden war, da der Fremde die Worte der Verheißung zu ihr gesprochen hatte. Für jede andere Mutter wäre mit dem Sohn auch jede Hoffnung gestorben, Lätitia aber richtet die Augen in die Zukunft und harrt, die prophetischen Worte des geheimnisvollen Besuchers in der Seele tragend, auf die Wiederkehr des napoleonischen Gedankens. Nun war sie nach ihrer Auffassung nicht nur mehr die Mutter Napoleons, sondern die Mutter einer Dynastie. Ihre Blicke richteten sich nach Wien auf das Kind, das sein Vater noch als Napoleon II. zur Herrschaft eingesetzt und dem der österreichische Großvater dann den Namen Bonaparte genommen und gegen den klanglosen „Herzog von Reichstadt" eingetauscht hatte. Als „ein Kind männlichen Geschlechtes von der Erzherzogin Marie-Louise geboren" war der Knabe nach dem Zusammenbruch des Kaiserreichs in die Register des mütterlichen Hauses eingetragen worden. Als Lätitia die absurde Eintragung ver-

nommen hatte, fand sie, die sonst weder maliziös noch geistreich war, ein ebenso treffendes wie bitteres Wort: „Wahrhaftig, solche Ehre hätten wir uns nicht träumen lassen; als ich meinem Sohn Marie-Louise zuführte, glaubte ich, daß sie seine Frau werden sollte, nun sehe ich, daß sie nur seine Geliebte war."

Jahre sind über das Wort weggegangen und der Tod dazu. Auf dem zehnjährigen Knaben, den die Großmutter nie mehr gesehen hat, von dem sie nichts weiß, nie eine Zeile erhält, den sie sicher als das Ebenbild seines Vaters träumt, indes er in Wirklichkeit ach! alle Malzeichen der absteigenden Rasse an sich trägt — auf diesen Zehnjährigen häuft die alte Frau jetzt alle Wünsche, alle Hoffnungen, alle Liebe, die sie bislang nach St. Helena gesandt hatte.

Als ihr erster Schmerz vorüber war, machte sie ihr Testament. Ihre Kinder, sowie ihr Bruder wurden gut bedacht, für Freunde und Dienerschaft Andenken und Legate ausgesetzt, das Hauptvermögen aber sollte dem Herzog von Reichstadt bleiben. Vom Vater hatte sie alles empfangen, dem Sohn sollte alles gehören, nur die Erinnerung nicht, mit deren schwermütigen Dolden sie immer aufs neue das Andenken ihres Toten bekränzte.

VIII.

Stiller als sonst noch floß das Leben im Palazzo Rinuccini dahin. Lätitia legte die Trauerkleider nicht mehr ab, und wie ihr Leib, so blieb auch ihre Seele in einen schwarzen Mantel gehüllt, wenn sie gleich verständig und teilnahmsvoll durch den Tag und

seine kleinen Interessen schritt. Die Gebrechen des Alters machten sich geltend, vor allem rheumatische Schmerzen, um derentwillen Lätitia schon früher die Bäder von Lucca besucht hatte. Jetzt hinderten sie die Schmerzen häufig, die ihr lieb gewordenen, täglichen Spaziergänge zu unternehmen. Die Ärzte, die darauf hielten, daß die Patientin sich Bewegung verschaffen sollte, rieten ihr Billard spielen zu lernen, und Lätitia, gewohnt, jedem Ungemach energisch zu begegnen, vertiefte sich also in das Geheimnis der drei Bälle. Die Mutter der Gracchen mit der Queue in der Hand — das Bild ist von einer köstlichen Stillosigkeit und zerstört in angenehmer Weise den Nimbus langweiliger Klassizität, der sich um Lätitia spinnt. Ein leichtes Zittern der Hand, das sie zeitweise befiel, hielt sie freilich bald genug vom Billard fern, hinderte sie sogar, ihre Briefe zu unterzeichnen, die sie seit langem schon nur mehr diktierte.

Als echte Italienerin fuhr Madame natürlich viel spazieren. Wenn Wetter und Rheumatismus milde gestimmt waren, fuhr sie mit Vorliebe zu den wieder erstandenen Denkmälern des verschütteten Rom; vor allem liebte sie das Forum und das Kolosseum. Eigenartig ist es sich zu denken, wie die kleine, gebrechliche, in tiefes Schwarz gehüllte Gestalt durch die schneeweißen Quadern toter Römerherrlichkeit schritt, wo aus zerborstenen Säulen roter und rosenfarbener Mohn springt und über zerbröckelte Kapitelle pfeilschnelle Eidechsen laufen, deren Leiber in der Sonne glitzern, als wären sie aus goldbestaubtem Malachit. Wenn der Wind träumerisch über die roten und rosenfarbenen Blumen

der Vergeſſenheit wehte, wenn die ſinkende Sonne ein orangefarbenes, purpurgeſprenkeltes Zelt über das Koloſſeum ſpannte, dann haben ſie vielleicht ſtumme Zwieſprache miteinander gehalten: Roma und Lätitia, die gramvollen Mütter verwüſteter Macht, toter Cäſaren ...

Doch wie Rom nicht den toten, ſondern den lebenden Römern gehört, ſo konnten auch Lätitias Gedanken nicht immer bei dem abgeſchiedenen Kinde weilen, ſondern kehrten zurück zu den ſechs anderen, die ihr geblieben waren und die ihr reichlich Stoff zu Meinungsäußerungen und Betätigung lieferten. Wie in jeder anderen großen Familie waren auch hier „Unſtimmigkeiten" immer noch an der Tagesordnung. Waren es um ſo mehr, als die Bonapartes alleſamt Schweres erlebt hatten und nach reizbarer Leute Art jede Kleinigkeit zu einer Affäre aufbauſchten. Außerdem befand ſich bald dieſer, bald jener in Geldſchwierigkeiten, was nicht dazu beiträgt, die Eintracht einer Familie zu erhöhen. Einträchtig waren ſie ja überhaupt nur in den Stunden großer Not. Sobald das Leben leidlich glatt floß, zankten, nörgelten und ſchmollten ſie, wie eben erwachſene Geſchwiſter tun, die wenig Gemeinſames im Charakter tragen. Louis war ja, wie er behauptete, vor allem der Familienzwiſte wegen nach Florenz gezogen, weil ſeine Nerven den ewigen häuslichen Guerillakrieg nicht ausgehalten hätten ...

Lätitia, die beſſere Nerven hatte als der moroſe Hypochonder, ließ ſich durch die gelegentlichen Familienklagen und Treibereien nicht anfechten. Sie mahnte zur Sparſamkeit, redete und ſchrieb zum Guten, wurde mitunter auch mündlich oder ſchrift-

lich grob und war fester denn je davon überzeugt, daß der Mensch vor allem zum Kämpfen und Ertragen auf der Welt sei. So schreibt sie im Jahre 1824 an Lucian:

„Mit Schmerz habe ich aus Deinem letzten Brief gesehen, wieviel Unannehmlichkeiten Du hast, aber darum darfst Du den Mut nicht verlieren. Du müßtest seit langem wissen, daß die Hälfte des Lebens aus Unglück und seinen Nachwehen besteht. Diese Erkenntnis muß uns die Kraft geben, uns gegen alles zu stemmen, was uns begegnen mag, hauptsächlich, wenn es uns ohne unser Verschulden trifft."

Zum Glück für die alte Frau gab es aber nicht nur Unannehmlichkeiten, sondern auch frohe und freudige Ereignisse in der Familie. Enkel wurden geboren, wuchsen heran und heirateten. Lätitia, die stets für Familienheiraten geschwärmt hatte, erlebte es, daß die zwei Töchter Josefs zwei ihrer Vettern heirateten: Zenaïde einen Sohn Lucians, Charlotte Napoleon, den ältesten Sohn Louis'. Napoleon hatte noch auf St. Helena den Wunsch geäußert, daß seine Nichten und Neffen sich in der römischen Aristokratie vermählen möchten, und wirklich heiratet Lucians älteste Tochter den Fürsten Gabrielli, eine andere den Marchese Honorati, eine dritte den Grafen Canino, eine Tochter Elisas den Grafen Camerata, indes ein Sohn Carolinens sich Caroline Dudley, eine Großnichte Washingtons, zur Gattin wählt. Auch schwedischer und schottischer Adel — ein Graf Posse und ein Dudley Stuart — holen sich Töchter der Bonapartes aus dem kinderreichen Hause Lucians zur Ehe. Freilich bietet auch eine Ver-

lobung Veranlaſſung zu großer Familienempörung: die Verlobung von Lucians dritter Tochter Lätitia mit dem Iren Wyſe. Alle, auch die Mutter, wollen aus begreiflichen Gründen keinen Engländer in der Familie haben, aber Lucian vertritt das Herzensrecht ſeines Kindes mit demſelben Starrſinn, mit dem er einſt ſein eigenes verteidigt hatte, und die junge Fürſtin Canino wird Frau Wyſe.

Einmal, kurze Zeit nach Napoleons Tod, taucht einer auf, wie ein Geſpenſt aus längſt entſchwundener Zeit, aber es iſt ein jugendliches Geſpenſt mit einem friſchen Jünglingsgeſicht, das den Bonapartes gleicht, und es hat die Sicherheit und die kecke Smartneß des jungen Amerikaners: William Patterſon iſt's, Jérômes Sohn aus ſeiner erſten, längſt für nichtig erklärten Ehe. Der junge Patterſon, der ſechzehn Jahre zählt, hat drüben in Amerika den Onkel Joſef kennen gelernt, deſſen Töchter zu dieſer Zeit noch unverheiratet ſind, und beſucht jetzt die Verwandten in Europa. Er wird überall ſehr freundlich aufgenommen, — Katharina, die erſt ſpät Kinder bekam, hatte ihrem Manne früher ſogar eine Adoption dieſes Sohnes aus ſeiner erſten Ehe vorgeſchlagen —, die Großmutter beſonders iſt ganz verliebt in ihn und möchte ihn ſchleunigſt mit einer Tochter Joſefs verheiraten. Sie ſchreibt in dieſem Sinne an den Grafen Survilliers:

„Du haſt vollkommen recht, daß Du Charlotte mit Jérômes Sohn verheiraten willſt. Dieſer junge Mann iſt ſeit zwei Monaten hier, und ich bin entzückt von ihm. Es iſt unmöglich, in ſeinem Alter mehr Sicherheit und mehr praktiſchen Verſtand zu beſitzen; zweifelsohne würde Charlotte ſehr glücklich

mit ihm sein. Du kannst aus einliegenden Briefen Katharinens und seines Vaters ersehen, daß diese Heirat auch ihr Wunsch ist. Ich wiederhole Dir, daß Pauline schon am 5. Dezember geschrieben hat, daß sie, falls die Heirat zustande kommt, dem jungen Paar 300000 Fr. testamentarisch vermachen will. Wenn Du also unsere Ansicht teilst, so brauchst Du ihm ja nur zu schreiben, damit er sich sogleich nach Amerika begebe." —

In die Hochzeitsfreude und in die Taufreden hinein erklingt aber schon wieder schaurig der Ton der Totenglocke. Am 9. Juni 1825 starb Pauline Borghese, kaum vierzigjährig, an der Krankheit der Bonapartes, nachdem sie schon lange vorher ihr lustiges Leben mit schwerem Siechtum gebüßt hatte. In ihrer letzten Lebenszeit war sie wenig in Rom gewesen, dessen Klima sie nicht mehr vertrug. Sie bevorzugte Florenz, wo sie eine schöne Villa besaß, in der sie auch starb. Starb wie sie gelebt hatte, voller Eitelkeit und voll Familientreue, mit einem vorletzten Blick in den Spiegel und einem letzten Blick auf das Bild Napoleons. Niemand von den Ihrigen hatte mehr rechtzeitig zum Abschied kommen können, nur der lustige Jérôme war da, der so gerne lebte und nun die Schwester, die ihm so ähnlich war, jung und noch schön zu den Schatten gehen sah.

Lätitia, die von ihren Töchtern Pauline immer am meisten geliebt hatte, litt unsäglich unter diesem neuen Schicksalsschlage. Schon sah sie dem dritten Kind ins Grab nach, und jedes war fern von ihr gestorben, ohne daß sie ihm den letzten traurigen Liebesdienst hätte erweisen können. Für eins aber

hat ſie bei Pauline noch geſorgt: ſie hat nicht nachgelaſſen, bis die leichtfertige Frau ihren Gatten, der ſich längſt von ihr getrennt hatte, um Verzeihung bat. Fürſt Camillo, deſſen eheliche Tätigkeit ja vor allem in ſchweigendem Verzeihen beſtanden hatte, weigerte denn auch der Sterbenden nicht, was er der Lebenden ſo reichlich gewährt hatte. Er verzieh, und die Fürſtin Borgheſe konnte daraufhin die Abſolution empfangen, ſo daß ſie, wie die Mutter es wünſchte, als gute Chriſtin ſtarb.

Faſt jedes Jahr bringt nun Lätitia eine neue Trauer. Kurz vor Pauline — 1824 — war in München Eugen Beauharnais geſtorben, Joſefinens Sohn aus erſter Ehe, den Lätitia zärtlich liebte, weil Napoleon ihn zärtlich geliebt hatte. Aus ſeiner überaus glücklichen Ehe mit der bayeriſchen Königstochter Auguſte raffte ein Gehirnſchlag den Dreiundvierzigjährigen hinweg. Im Jahre 1825 ſtarb dann die Fürſtin Borgheſe, 1827 ein blutjunger Sohn Lucians, Paul, der im griechiſchen Freiheitskrieg auf etwas rätſelhafte Weiſe umkam, 1828 Lucians Tochter, die Marcheſe Honorati, nachdem ſie kaum ein Jahr vermählt geweſen.

So ſinkt die zweite, die dritte Generation ins Grab, doch ungebrochen ſteht Lätitia und fühlt ſich als Mutter Napoleons, als Hüterin ſeiner Ideen. Nicht nur was er vollendet, ſondern auch was er gewollt, iſt ihr wert. Sie kennt ſeine Äußerung: „Wär' ich Herr in Italien geblieben, ſo hätt' ich die Sümpfe um Rom trocken gelegt, und Rom wäre eine geſunde Stadt geworden.“ Nun überlegt ſie, die Geizige, die wie eine Kleinbürgerin täglich ihre Wirtſchaftsbücher ſelbſt nachrechnet und jeden Frank

dreimal umdreht, ehe sie ihn ausgibt, ob sie nicht das Projekt ihres Sohnes — die Austrocknung der Sümpfe — ausführen könnte; ein Plan, der natürlich in erster Linie an der Finanzfrage scheitern sollte.

Als Rom zu Ehren der Anwesenheit des Königs Franz von Neapel, eines Bourbonen, illuminiert, weigert sich Lätitia, an dem Festgepränge teilzunehmen. Der Papst schickt eigens seinen Kämmerer zu ihr, der bittet, daß am Abend auch der Palazzo Rinuccini beleuchtet sein möge, doch Lätitia sagt ihm: „Nein, Eminenz, auch Sie würden nicht für einen Menschen illuminieren, der Ihnen das Liebste auf der Welt genommen hat."

Inmitten des glitzernden, lichterfunkelnden, von Raketen und Feuerschlangen übersprühten Roms bleibt der Palazzo Rinuccini schwarz und tot.

Im Laufe der Jahre, da Lätitia immer älter und gebrechlicher geworden war und sowohl in Rom wie auf ihrem Sommersitz in Albano manches vermißte, was sie in Paris gehabt hatte, schlugen ihr Freunde vor, sich doch mit einem Bittgesuch an die französische Regierung oder vielmehr an die Herzogin von Angoulême oder sonst eine bourbonische Prinzeß zu wenden, die sicher befürworten würde, daß das Gesetz, das sämtliche Bonapartes aus Frankreich verbannte, wenigstens für die Greisin aufgehoben würde. Lätitia aber entgegnete den Freunden, was sie einst Marie-Louise entgegnet hatte:

„Im Elend gehöre ich zu meinen Kindern, da verlasse ich sie nicht."

Das Elend war für sie das Exil. So gern sie auch in Rom lebte, so krampfte sich ihr doch das

Herz zuſammen, wenn ſie an Frankreich dachte. Wenn ſie auf dem Forum oder in der Umgegend Roms Franzoſen traf, gab ſie ihnen gern Gelegenheit, ſich ihr zu nähern, obgleich ſie ſich ſonſt von Fremden gefliſſentlich fern hielt. Dann ſagte ſie ihnen wohl:

„O, Frankreich . . ., erſt, wenn man es verlaſſen hat, weiß man, was es wert iſt. So Bitteres wir auch dort erlebt haben, nie können wir aufhören es zu lieben."

Als Lätitia auch an den Gräbern ihrer Lieben nicht zuſammenbrach, verſuchte das Schickſal, das unabläſſig ſeine Kraft an der ihren maß, ſie auf andere Weiſe zu brechen. Gelegentlich eines Spazierganges in den Gärten der Villa Borgheſe ſtürzte die alte Frau ſo unglücklich, daß ſie ſich einen Schenkelhalsbruch zuzog, der bei ihren hohen Jahren verhängnisvoll zu werden ſchien. Schon ſandte ihr der Papſt durch den Kardinal Feſch die Abſolution (eine Auszeichnung, die ſonſt nur Fürſten von Geblüt empfangen), und all ihre Kinder eilen herbei, weil ſie an eine Kataſtrophe glauben. In jedem anderen Fall wäre es nur natürlich erſchienen, daß Söhne und Töchter zu ihrer achtzigjährigen Mutter reiſen, wenn ſie ſchwer krank liegt, aber die Regierungen Frankreichs und Öſterreichs dachten offenbar, daß die Bonapartes über oder außer den Naturgeſetzen ſtünden. Sie ſind feſt davon überzeugt, daß die ſchwer kranke Greiſin und ihre erſchreckten Kinder nichts anderes wollen, als Verſchwörung und Umſturz. Napoleons Mutter kann nicht gleich anderen Müttern verlangen, daß man ſie ruhig im Kreiſe ihrer Kinder krank ſein läßt; die Polizei

schnüffelt auch noch in das Siechenzimmer und duldet nicht, daß Karoline, die längst als Gräfin Lipona in Florenz lebt, die letzte Tochter, die Lätitia behalten hat, länger als vierundzwanzig Stunden bei der Mutter bleiben darf. Das einzig Erfreuliche an dieser polizeilichen Schnüffelei war, daß sie keinen der Söhne, sondern nur gerade Karoline vom Bett der Mutter verjagte, denn Lätitia hat der Tochter den Verrat an Napoleon nicht vergessen ...

Die alte Frau starb nicht, wie man zuerst gemeint, an den Folgen ihrer Verletzung, aber sie blieb dauernd gelähmt. Sie konnte keinen Schritt mehr gehen, sondern mußte, wenn sie Luft schöpfen wollte, mit äußerster Vorsicht in ihren Wagen getragen und dann im Schritt ein wenig gefahren werden, indes ihre Gesellschaftsdame und ihr Kammerdiener sie stützen mußten, damit sie von den Erschütterungen der Bewegung nicht umfiel. Ihr ständiger Begleiter bei diesen mühseligen Fahrten war immer ihr Bruder, der, wie er einst mit ihr von Ajaccio geflohen und durch alle Wirrsale ihres Lebens mit ihr ausgehalten hatte, so auch jetzt in Treue neben ihr stand bis zum Tode. Bald aber wurden diese komplizierten Fahrten zu ermüdend für Madame, und sie blieb ans Haus gebannt, ließ sich nur im Rollstuhl in ihren Zimmern umherfahren und erfuhr von der Welt nur noch, was ihr die Kinder, Briefe und Zeitungen sagten. Aber auch dies geringe Vergnügen sollte ihr geschmälert werden; ihre Augen, die schon seit langem schwach gewesen, befiel ein tückisches Leiden, das langsam, unrettbar zur Erblindung führte. Nun kann sie auch nicht mehr lesen, nur noch ein wenig

ſtricken und ſpinnen; ſie, die zeitlebens das Oberhaupt, die Stütze ihrer Kinder geweſen iſt, bleibt jetzt in gewiſſem Sinn abhängig von ihnen, angewieſen auf die Augen, die Hände und den guten Willen fremder Leute ...

Aber auch als lahme Blinde bleibt ſie dieſelbe, die ſie früher geweſen iſt, immer noch der Charakter in der Familie, der die Dinge nach ihrem wahren Wert zu taxieren weiß, wenn ſie ſie gleich nur mehr durch Betaſten oder durch das Medium Dritter zu erkennen vermag.

Still, aber nicht untätig, geht ihr der Tag dahin. Morgens, wenn man ſie angekleidet hat, muß ihr die Geſellſchaftsdame Zeitungen vorleſen, oder ſie diktiert Briefe und ihre „Erinnerungen". Lieber aber noch als von der Geſellſchafterin, läßt ſie ſich von Jérôme vorleſen (Louis, Lucian und Jérôme leben jetzt wieder in Rom), denn ſeine Stimme gleicht der Napoleons zum Verwechſeln. Dann ſtrickt oder ſpinnt ſie ein wenig, natürlich nicht am Rad, ſondern mit der Spindel, und nachmittags verſammelt ſich die ganze Familie um ſie, die Kinder und die Enkel. Die ſpätgeborenen Kinder Jérômes, nachmals der Prinz Plon-Plon und die Prinzeß Mathilde, ſehen, ebenſo wie ihre gleichaltrigen Vettern und Baſen mit ſcheuem Reſpekt nach einem ungeheueren, alten Schrank, der in einer Ecke des Salons ſteht. Großmama, die immer noch keine Ahnung vom Jahrhundert des Kindes hat, droht nämlich, daß jeder Knirps, der durch Vorwitz oder Unart die Erwachſenen ſtört, in dieſen Schrank geſperrt wird.

Mitunter hätte Großmama wohl auch ganz gerne ihre erwachſenen Kinder in dieſen Schrank geſperrt,

denn sie ärgerte sich immer noch über die Ansprüche und Luxusbedürfnisse der Ex-Könige, die sich durchaus nicht in ihre veränderte Lage finden konnten.

„Man richtet sich eben nach seinen Verhältnissen; wenn man nicht mehr König sein kann, ist es lächerlich, immer noch König spielen zu wollen. Es genügt doch vollkommen, wenn man ein tüchtiger Mensch ist. Die Ringe sind wohl eine Zierde der Finger, aber sie können abgezogen werden; nur die Finger bleiben an der Hand."

Klagen, reuevolle Rückblicke gab es für sie nicht. Keine Macht der Welt konnte ihr das Bewußtsein dessen rauben, was sie besessen hatte und was sie war.

„Mein Sohn ist gestürzt worden. Fern von mir ist er elend gestorben. Meine anderen Kinder sind verbannt, eins nach dem anderen von ihnen stirbt dahin. Selbst die hoffnungsvollsten unter meinen Enkeln scheinen zum Sterben bestimmt zu sein. Ich bin alt, einsam, lebe ohne Ruhm und Pracht, und dennoch würde ich mit keiner Königin tauschen."

Eitel war sie nie. Nun gesellt sich ihrer kühlen Betrachtung der Dinge jene Milde, die nur den bevorzugten Greisen zuteil wird, indes das Alter die anderen hart und bitter macht. Eines Tages, da es draußen warm und schön ist, schiebt man ihren Rollstuhl in eine Loggia, die nach dem Corso und der Piazza Venezia schaut. Die alte Frau sieht ja freilich weder das Licht der Sonne, noch das bunte Leben der Straße, aber auf ihren wachsgelben Händen spürt sie doch wenigstens die Wärme des Gestirns, und ihr Ohr vernimmt den heiteren Lärm, der von unten heraufdringt. Vorübergehende,

Einheimische und Fremde blicken neugierig nach der Loggia empor, auf der die verfallene Blinde sitzt. Ihre Gesellschafterin, die neben ihr arbeitet, kann sich nicht versagen, sie darauf aufmerksam zu machen:

„Die da drunten können's wohl gar nicht glauben, daß diese leidende, gelähmte Dame die Mutter des Kaisers sein soll."

Lätitia erwiderte gleichmütig:

„Vor zwanzig Jahren, wenn ich am Karussellplatz fuhr, rührte der Tambour die Trommel, trat die Wache ins Gewehr, drängte sich die Menge um meine Kutsche. Wenn ich mich jetzt zeige, sieht man mich scheu und stumm von ferne an und fürchtet, indiskret zu sein, wenn man näher kommt. Mir scheint, das eine wiegt das andere auf. Früher war man demonstrativ, heute ist man höflich — früher war ich Kaiserliche Hoheit, und heute bin ich eben wieder Madame Lätitia."

Eines Tages im Sommer 1830 las man der alten Frau Berichte aus der Zeitung vor, die sie derart angriffen, daß sie mehrere Tage krank lag. In Paris war die Juli-Revolution ausgebrochen, Karl X. vom Throne verjagt. Voll ungestümer Sehnsucht, voll stolzer Hoffnung, als wäre sie nicht 80, sondern 30 Jahre alt, horcht sie nach Wien hin, ob Napoleon II. nicht im Jubelsturm von der Donau nach der Seine reitet, sich sein väterliches Erbe zurückzuerobern. Aber auch als diese Hoffnung sich nicht erfüllt, als den leeren Thron Frankreichs der Orleans Ludwig Philipp besteigt, erblüht für Madame Mère aus diesen Tagen neuen Umsturzes eine große, überwältigende Freude. Auf der Vendôme-Säule wird das Standbild Napoleons

neu errichtet. Lätitia lag noch krank, als sie die große Nachricht erhielt. Larrey erzählt die Szene, wie sie sie empfing, sehr anschaulich und hübsch:

„Der Prinz Jérôme ersah zuerst aus den Depeschen, die von Paris kamen, daß die Revolution einen ganz unerwarteten Erfolg gehabt hatte. Er eilt zu seiner Mutter, tritt leise in ihr Zimmer, an ihr Bett: ‚Mutter,‘ fragte er mit gedämpfter Stimme, ‚hörst du mich?‘ Sie macht ein kleines Zeichen der Bejahung. ‚Nun Mutter, ich erhalte soeben die Nachricht aus Paris, daß die Kammer die Wiederaufstellung der Statue Napoleons auf der Vendôme-Säule beschlossen hat.‘

Madame konnte zunächst nichts tun, als Jérômes Hand mit einem Glücksgefühl drücken, das sie seit vielen Jahren nicht mehr empfunden hatte. Aber als Jérôme wiederholte: ‚Die Statue des Kaisers wird wieder auf der Vendôme-Säule stehen,‘ faltete sie die Hände und brach in Tränen aus. Dann nimmt sie ein wenig Nahrung zu sich, kann zwei Tage später das Bett verlassen und sich aufs Sofa ausstrecken, und scheint wieder aufzuleben, indem sie immer vor sich hinflüstert: ‚Die Statue des Kaisers auf der Säule! Die Statue des Kaisers!‘ Und sie schläft friedlich ein, wie ein Kind.

Welch ein Jammer für sie, daß sie dies glorreiche Bild, das die Säule der Großen Armee beherrscht, nicht wieder gesehen hat und nimmer wieder sehen soll. Ihr einziger Trost war, mit ihren sehenden Händen über ein kleines Modell der Statue zu streicheln und es so ihren des Lichtes beraubten Augen zu übermitteln. Voll Traurigkeit sagte sie, wenn von der Einweihung die Rede war:

‚Nie werde ich das ſehen, nie, nie!‘ Und da man Entwürfe, Zeichnungen des Standbildes nach Rom geſchickt hatte, fügte ſie hinzu: ‚O, meine armen Augen! Wie habe ich ſie bedauert! Ich habe dieſe Bilder geſehen, indem ich ſie berührte, wahr und wahrhaftig habe ich ſie geſehen. Wäre ich wie einſt in Paris, ſo gäbe mir Gott vielleicht die Kraft, die Säule zu erſteigen, um mich zu überzeugen, ob es auch wahr iſt ... Mitunter ſcheint es mir, als wolle man eine arme, verbannte, kranke und blinde Mutter nur täuſchen ... Worüber ſoll man ſich wundern? Alter und Unglück machen mißtrauiſch.‘

Ihre Hoheit fragte ſpäterhin jeden ihrer wenigen Beſuche, ob er der Einweihung beigewohnt, ob die Statue gelungen ſei, ob man ſie gut ſehe uſw. Dieſes Geſprächsthema intereſſierte ſie mehr als alle anderen.“

Die kleine Epiſode, ſo wie ſie Larrey erzählt, zeigt am beſten, wie Lätitia, trotz alles äußeren Mißgeſchicks, immer dieſelbe geblieben war, voll Stolz auf den Sohn, voll Mißtrauen in das Glück. Da ſie von der verſpäteten Ehrung hört, wird die alte Frau buchſtäblich wieder geſund vor Freude, aber gleich regt ſich auch wieder ihr Argwohn; ſie erwägt ſkeptiſch die Frage, ob die ganze Geſchichte mit der Vendôme-Säule nicht eine gutgemeinte Erfindung ſei, und wiederum beweiſt ihr Skeptizismus, wie großzügig die einfache Frau zu denken verſtand, ſobald es ſich um Napoleon handelte. Tauſend, hunderttauſend andere Mütter an ihrer Stelle hätten aufgeſchluchzt: „Was hilft mir's, daß ſie ihm jetzt ein Standbild errichten! Er weiß ja nichts mehr

davon; hätten sie ihn lieber nicht zu Tode gequält!" Die alte Bonaparte aber sieht mit ihren blinden Augen über sich, über ihre eigene Empfindung und ihre eigene Zeitlichkeit hinaus. Die Aufstellung der neuen Kaiserstatue verkündet ein Wiederaufleben der napoleonischen Idee: da vergißt sie die irdischen Überreste, die auf St. Helena liegen und begrüßt nur jubelnd das unsterbliche Teil des Sohnes, das von der Vendôme-Säule aus ehernen Augen auf Paris herniederschaut.

Ein andermal liest ihr die Vorleserin aus den damals eben erschienenen Memoiren des Generals Lamarque vor, der Napoleon heftig tadelt, daß er Murat die Last einer Krone aufgebürdet habe. Lätitia schien während des Lesens nachdenklich und in Grübelei versunken. Die Vorleserin glaubte aus Höflichkeit innehalten zu müssen. Lätitia fragte:

„Warum lesen Sie nicht weiter, glauben Sie, daß ich die Wahrheit nicht hören kann? Ja, Lamarque hat ganz recht, Napoleon hat einen unverzeihlichen Fehler begangen, als er aus Murat einen König machen wollte. Napoleon war eben auch nicht unfehlbar, denn Napoleon war nicht wie Christus, der Sohn der Maria, sondern er war der Sohn der Lätitia ... Ach! Ich hatte längst vorausgesehen, wie alles kommen mußte ... Damals, als ich auf dem Gipfel einer Macht stand, die ich nie begehrt und nie vermißt habe, damals pries man mich glücklich unter allen Frauen, aber konnte ich glücklich sein mit dem Lächeln auf den Lippen und dem Tod im Herzen?!"

Die vielen Stunden, die ihr mit Vorlesen vergingen, müssen für sie und ihren Vorleser gleich

anregend gewesen sein, denn neben dem wirklichen Buch schlug Lätitia das Buch ihrer Erinnerungen auf; irgendein Name, eine Wendung, weckten in ihrem erstaunlich frisch gebliebenen Gedächtnis Begebnisse auf, die 50—60 Jahre zurücklagen. Wenn Vergangenes so in ihr aufdämmerte, saß sie zuerst eine Weile ganz still, und man merkte, daß sie nicht mehr zuhörte, sondern eigene Wege mit ihren Gedanken ging; und dann hob sie an zu erzählen von den jungen Tagen in Korsika ... von dem kleinen Napoleon ... von allen möglichen Menschen, die sie im Laufe ihres langen, wundersamen Lebens gesehen hatte ... vom Aufstieg ... vom Glanze ihres Hauses ... und wie sich dann alles gewendet ...

Das Glück des Jahres 1830 mußte aber dreifach bezahlt werden. Schon im folgenden Jahre, 1831, stirbt Louis' hochbegabter Sohn, Napoleon-Louis, im Alter von vierundzwanzig Jahren bei einem Irredentistenaufstand, an dem er sich mit seinem jüngeren Bruder, dem nachmaligen Napoleon III., beteiligt hatte. Louis, der an diesem Sohn ganz ebenso gehangen, wie an dem Ältesten, der ihm als Kind entrissen worden war, ist vor Schmerz dem Irrsinn nahe, denn den Jüngeren hat er aus guten Gründen nie mit wirklichen Vatergefühlen betrachten wollen.

Am 21. Juli 1832 empfängt Lätitia einen Besuch, dem sie mit fiebernder Spannung entgegensah, wie kaum je einem anderen. Diesmal ist's aber kein mysteriöser Fremder, sondern der österreichische Graf und Gesandte Prokesch-Osten, der Freund des jungen Herzogs von Reichstadt, der zu Lätitia kommt,

um ihr über den Enkel zu berichten, den ſie ſeit ſeinen Kindertagen nicht mehr geſehen hat.

In ſeinem Buch: „Meine Beziehung zum Herzog von Reichſtadt" erzählt Prokeſch-Oſten voll Lebhaftigkeit und Wärme:

„Vom Kanapee erhob ſich, auf den Arm der Prinzeſſin Charlotte geſtützt, eine vornehme, verehrungswürdige Greiſin, faſt lahm, faſt blind, die vom Kopf bis zum Fuß in tiefes Schwarz gehüllt war. Sie begrüßte mich, ließ ſich dann wieder auf das Sofa zurückfallen und forderte mich auf, mich zu ihr zu ſetzen; mit der ſanfteſten Stimme, die ich je gehört, ſagte ſie mir dann etliche Liebenswürdigkeiten in ganz unrichtigem Franzöſiſch, aber mit ſehr viel Sicherheit und in ſehr gewählten Ausdrücken. Ich begann ſogleich vom Herzog zu ſprechen. Ich ſagte ihr alles, was ich von ihm wußte und dachte, und ſie hörte mir mit ſteigender Rührung und Kümmernis zu. Sie unterbrach mich mit häufigen Fragen, und aus vielen Einzelheiten, die nur eine Mutter intereſſieren können, fand ſie Charakterähnlichkeiten zwiſchen dem Herzog und ſeinem Vater. Sie erzählte mir, wie auch Napoleon als Kind langſam von Begriffen und trägen Geiſtes geweſen ſei, wie er oft zu ſeinem eigenen Kummer die Verzweiflung ſeiner Lehrer geweſen, und wie er, als er eines Tages ein gutes Zeugnis mit nach Hauſe gebracht habe, ſo ſtolz darauf geweſen ſei, daß er es auf ſeinen Stuhl legte und ſich darauf ſetzte mit der Geſte eines Siegers auf dem Triumphwagen.

Ich gab ihr die beruhigende Verſicherung, daß der Herzog mit allen erdenklichen Rückſichten behandelt werde. Ich verſuchte auch die düſteren

Ahnungen zu verscheuchen, die ihr über des Herzogs Krankheit aufstiegen, von der sie, sowie ich, eigentlich nur wußte was in den Zeitungen stand, das heißt nichts, was auf ein so nahes und schreckliches Ende schließen ließ. Nach Rom durfte mir der Herzog nicht schreiben, ohne um Erlaubnis zu bitten. Ich begriff, daß er darum lieber schwieg. Ich hatte aber keine Ahnung von dem Zustand, in dem er sich befand. Im besten Glauben täuschte ich also diese vornehme Frau."

Lange noch sprach Lätitia mit dem Grafen von vergangenen, gegenwärtigen und künftigen Tagen, und im Mittelpunkt all dieser Gespräche stand natürlich immerfort der Enkel: „Möge er immer des letzten Willens seines Vaters eingedenk sein. Er soll nur warten, sein Tag wird kommen, an dem er den väterlichen Thron besteigt."

Als der Graf ihr zum Abschied die Hand küßte und sich zurückziehen wollte, spielte sich noch eine feierliche und ergreifende Szene ab:

„Sie hielt mich zurück und machte einen übermenschlichen Versuch sich zu erheben. Ihre Gestalt schien zu wachsen, und majestätische Würde war um sie her. Sie legte ihre beiden Hände auf mein Haupt, und da fühlte ich, daß sie zitterte. Ich erriet ihre Absicht und beugte das Knie:

‚Da ich nicht zu ihm kann, soll Ihr Haupt den Segen seiner Großmutter empfangen, die bald nicht mehr sein wird. Meine Gebete, meine Tränen, meine Wünsche werden bis zu meinem letzten Atemzug um ihn sein; überbringen Sie ihm, was ich auf Ihr Haupt lege, was ich Ihrem Herzen anvertraue . . .'

Die Prinzessin Charlotte stützte sie. Ich erhob mich, sie umarmte mich und blieb dann lange Zeit über mich geneigt. Wir geleiteten sie zum Sofa. Ich küßte ihr nochmals die Hand, sagte ihr Worte, die mir das Herz eingab, und überließ sie dann der Sorgfalt Charlottens. — "

Prokesch-Osten, den man nach Rom geschickt hatte, weil er dem Herzog zu viel von seinem Vater sprach, und der nicht ahnte, daß sich bei dem jungen Napoleon die Anzeichen galoppierender Schwindsucht bemerkbar machten, hatte diese denkwürdige Unterredung mit der Großmutter am 21. Juli. Tags darauf war der Herzog eine Leiche. Marie-Louise, die sich bis dahin in Schweigen gehüllt, zeigt der Großmutter in Rom den Tod ihrer letzten Hoffnung mit folgenden Zeilen an:

„Madame,

Keine andere Hand, als die meine, soll Ihnen die traurige Nachricht übermitteln, deren Botin ich heute sein muß.

Am 22. Juli fünf Uhr morgens ist mein lieber Sohn, der Herzog von Reichstadt, seinem langen, schweren Leiden erlegen. Ich habe den Trost gehabt, in seinen letzten Stunden um ihn zu sein und die Überzeugung zu gewinnen, daß alles, was möglich war, geschah, um ihn am Leben zu erhalten. Aber die Kunst der Ärzte war machtlos einer Krankheit gegenüber, die sie einstimmig schon bei den ersten Anzeichen als so verhängnisvoll erkennen mußten, daß sie jetzt eben, da ich die größten Hoffnungen auf meinen unglücklichen Sohn setzte, ihn ins Grab brachte. Gott hat es gewollt! Es bleibt uns nichts

als uns ſeinem Willen zu fügen und eins zu ſein in unſerem Kummer und unſeren Tränen.

Genehmigen Sie, Madame, bei dieſer traurigen Gelegenheit den Ausdruck meiner Zuneigung, mit der ich bin Ihre Tochter

Marie-Louiſe."

Aus dieſem Brief ſpricht ganz gewiß kein ſtarker Mutterſchmerz, aber ebenſo gewiß ein Gefühl des Bedrücktſeins, eine leiſe Scham der alten Frau gegenüber, als deren Tochter ſich die Gräfin Neipperg immer noch unterzeichnet. Lätitia hat das Schreiben auch wahrſcheinlich ſeinem und ſeiner Verfaſſerin Wert nach gewürdigt und keine Antwort darauf gegeben. Allerdings iſt ein Antwortſchreiben vorhanden, ſo kühl im Ton, daß es von ihr herrühren könnte:

„Obgleich politiſche Verblendung mich ſtets von dem lieben Kind fern gehalten hat, deſſen Tod Sie mir anzeigen, hatte ich ihm doch ſtets Muttergefühle bewahrt. Es war für mich ein Troſt, aber zu meinem hohen Alter, meinem gewohnten und ſchmerzlichen Leiden hat Gott dieſen neuen Schmerz hinzufügen wollen.

Empfangen Sie, Madame, den Ausdruck meiner Dankbarkeit, daß Sie ſich bei einer ſo ſchmerzlichen Gelegenheit die Mühe nehmen wollten, den Kummer meiner Seele durch eine eigenhändige Botſchaft zu verringern. Seien Sie überzeugt, daß er bis ans Ende meiner Tage dauern wird.

Da mein körperlicher Zuſtand mich hindert, dieſen Brief zu unterzeichnen, ſo geſtatten Sie, daß ſtatt meiner dies mein Bruder tut."

Da dieſer Brief eben nicht von ihrer Hand gezeichnet iſt, iſt wohl anzunehmen, daß der Kardinal ihn hinter ihrem Rücken ſchrieb. Für ſie ſelbſt war nun nicht nur Marie-Louiſe, ſondern auch die Welt erledigt, und ſie erwartete geduldig, wahrſcheinlich mit heimlicher Sehnſucht ein baldiges Ende.

Der Herzog von Reichſtadt iſt aber noch nicht der letzte Enkel, an deſſen Sarg ſie ſtehen muß. Eliſa hat einen Sohn hinterlaſſen, einen bildſchönen Jüngling, voll Lebensluſt und wagemutigem Sinn. Fritz Bacciocchi will ein ſtörriſches Pferd bändigen, das vor ihm ſchon ein paar Reiter zugrunde gerichtet hat. Das ungebärdige Tier ſchleudert ihn ab, und er fällt ſo unglücklich an eine Säule, daß ein Schädelbruch alsbald den Tod herbeiführt. Kaum ein Jahr nach dem Herzog von Reichſtadt iſt auch er heimgegangen.

Schaudernd vernahm die alte Frau die neue Schreckenskunde:

„Es liegt ein Fluch über dem dritten Geſchlecht der Bonapartes; ſie ſterben alle eines unnatürlichen Todes.“ — — —

Drei Jahre hat ſie noch zu leben, und auch in dieſen letzten drei Jahren, da andere Greiſinnen, von der Liebe und Sorgfalt ihrer Familie gehegt, jeder kleinſten Aufregung fern gehalten werden, darf und will Lätitia noch immer nicht vergeſſen, daß ſie die Mutter Napoleons iſt. Ihr älteſter Sohn, Joſef, nach dem Tode des Herzogs von Reichſtadt Chef und Prätendent des Hauſes Bonaparte, ſelbſt ſchon ein hoher Sechziger, kehrt aus Amerika heim, um der Mutter in ihren letzten Tagen nahe zu ſein; aber er darf den Kirchenſtaat gar nicht betreten

und muß in England bleiben, und Karoline wird, genau so wie vor Jahren, durch eine polizeiliche Verordnung vom Sterbebett der Mutter ferngehalten. Lätitia hat aber schon keine Zeit mehr, um sich über polizeiliche Scherereien oder allgemeine Familienempfindungen aufzuregen. Sie hört schon aus der Ferne her die Ruderschläge des schwarzen Fährmanns, und sie muß sich beeilen, um das letzte Vermächtnis Napoleons in Sicherheit zu bringen und noch einmal das trotzige Bekenntnis abzulegen, daß sie, die Mutter Napoleons, für sich und ihre Familie keinen anderen Willen anerkennt, als den des französischen Volkes.

Zunächst handelte es sich um die Waffen Napoleons, die er letztwillig seinem Sohn vermacht hatte und die sich augenblicklich in den Händen des Generals Bertrand befinden. Es ist ungemein bezeichnend, daß nicht Josef, der Mann, der Chef des Hauses, sie zurückfordert, sondern die alte Frau, und zwar mit Worten, wie kein Mann sie anders wählen würde:

„Was immer mit diesen Waffen geschehen mag, so steht es außer allem Zweifel, daß es nur mir zukommt, über ihre Bestimmung zu verfügen, und sie dem zu geben, dem sie gehören, und daß ich es bin, die den Augenblick dieser Schenkung zum Ruhm meines Sohnes wählen muß, und daß niemand diesen Augenblick besser wählen wird als ich und meine Familie.

Es handelt sich, Herr Marschall, um die große Erbschaft meines Sohnes, zu der ich nach dem Gesetz berufen bin, und ich kann weder diese Erbschaft noch ihre Nutznießung einem anderen überlassen, es sei

denn aus meinem eigenen Empfinden und meinem eigenen Willen heraus. Im Augenblick ist dieses große Pfand in Ihren Händen, und Sie werden nicht dulden, daß es in andere übergehe, als in die meinen. Das Zutrauen, das ich in Ihre Erfahrung, in Ihre Kenntnis der Menschen und Zeiten setze, läßt mich annehmen, daß Sie der Zukunft mißtrauen, und sich für dies Pfand im Falle unvorhergesehener Ereignisse verantwortlich fühlen werden, und daß es Ihnen daher selbst tunlich erscheinen muß, sich dieses Pfandes zu entledigen und es derjenigen zurückzugeben, der es gehört und deren vornehmste Sorge es sein muß, daß es nur zur größten Ehre des Kaisers verwendet werden darf."

Im Jahre 1834 erfährt dann Madame abermals eine große Neuigkeit aus der Zeitung: die Deputiertenkammer in Paris hat einstimmig beschlossen, daß Louis-Philipp jedem beliebigen Mitglied der Familie Bonaparte die Rückkehr nach Frankreich gestatten könne. Als Lätitia dies vernahm, befiel sie eine tiefe Ohnmacht, so daß man schon an ihr Ende glaubte. Aber noch einmal reckte sich die alte Löwin empor:

„Meine Söhne haben von keinem Menschen Gnade zu empfangen. Auch wenn sie als einfache Bürger zurückkehrten, geschähe es nur, wenn der Wille des Volkes sie ruft."

Zu Beginn des Jahres 1836 wurde die alte Frau dann immer schwächer, bis sie am 2. Februar ganz still und ruhig entschlief, ohne schwere Krankheit, einfach an Altersschwäche. Acht Kinder hatte sie geboren, aber nur drei – Louis, Lucian und Jérôme – durften in der letzten Stunde bei ihr

ſein; drei waren geſtorben, zwei andere hielt die Polizei fern. Auch als ſie den letzten Atemzug getan, ſchien die Tradition, die ſie verkörperte, ſo gefährlich, daß die Behörden von Rom nur ein ganz ſtilles Begräbnis geſtatten und nicht einmal dulden wollten, daß an der Kirchentür, hinter der die Leiche aufgebahrt lag, das kaiſerliche Wappen aufgehängt werden ſollte. Ein einfaches Begräbnis entſprach ja nun allerdings dem Weſen Lätitias, die teſtamentariſch angeordnet hatte, daß man ſie ohne allen Prunk beſtatten und den Armen das Geld ſchenken ſollte, das eine glänzende Beſtattung gekoſtet haben würde.

Ihre Erbſchaft, um die ſich ein wahrer Legendenkranz gebildet hatte, war bei weitem nicht ſo beträchtlich, als man erwartete. Bei allem Geiz hatte ſie eben doch Unſummen an ihre Kinder und anſtändige Almoſen an Arme geſchenkt. Sie hat auch in ihrem Teſtament noch allerlei wohltätige Stiftungen bedacht, ſo daß ihren fünf Kindern und dem Kardinal Feſch, die zu gleichen Teilen erbten, nicht einmal fünf Millionen Franken blieben.

In der Nacht vom 4. zum 5. Februar bewegte ſich über den Corſo der einfache Leichenzug, der vor der Kirche San Luigi dei Franceſi hielt. Dort wurde die Leiche aufgebahrt und eingeſegnet, und am nächſten Tag nach Corneto bei Civitavecchia überführt, wo ſie endlich Ruhe fand. Das Herz ſollte, dem letzten Willen gemäß, nach Ajaccio gebracht werden. Aber auch von dieſem toten Herzen ſchienen noch Gefahren für die Ruhe Frankreichs auszugehen, und ſo blieb die Heimatsſehnſucht der Greiſin unerfüllt, bis endlich im Jahre 1850, als

der Stern der Bonapartes wieder zu leuchten begann, ihr letzter Wunsch Erfüllung fand und nicht nur das Herz, sondern alles, was geblieben war von Lätitia Bonaparte, heimfuhr übers Meer zu der alten Stätte ihrer jungen Freuden und ihrer jungen Leiden.

Der märchenhafte Aufstieg, der äußere Glanz ihres Lebens ist in den zwei Worten enthalten, die gleich einem homerischen Attribut auf ihrem Grabstein in Ajaccio stehen:

„Mater regum = die Mutter der Könige."

Alles Glück und alles Leid ihres Daseins aber verkünden die zwei anderen, mit denen der große Sohn sie taufte, und die, mehr als ein bloßer Titel, Stolz, Schlichtheit und Stärke ihres Wesens bedeuten:

„Madame Mère — Frau Mutter."

THIS BOOK IS DUE ON THE LAST DATE STAMPED BELOW

AN INITIAL FINE OF 25 CENTS

WILL BE ASSESSED FOR FAILURE TO RETURN THIS BOOK ON THE DATE DUE. THE PENALTY WILL INCREASE TO 50 CENTS ON THE FOURTH DAY AND TO $1.00 ON THE SEVENTH DAY OVERDUE.

APR 16 1933	

LD 21–9

280760 CT3200
F7
v.13
Frauenleben...
Brachvogel, Frau C.H.
Madame Mère(Latitia Bonaparte)
APR 16 1938 Schwarzhoff APR 4 19

280760
Frauenleben...
Brachvogel, C.H.
CT3200
F7
v.13
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY